

Der Griesli-Lenz

Volkserzählung aus der Urschweiz von Josef von Matt Stans 1901-1988
 mit Bildern von Melchior Annen Schwyz 1868-1954
 Nidwaldner Kalender 1950

Wie ein gefährliches Tier.

Eigentlich hiess er s'Griesli-Migis-Chaspe-Lenz, der stämmige, junge Holzer. Aber mit der Zeit wurde den Leuten der Name zu lang. Und wenn der Lenz einmal Kinder haben sollte, einen Toni oder Vereli, dann würden diese s'Griesli-Migis-Chaspe-Lenzen-Vereli oder -Toni heissen. Besser also, man kürzte diesen Namen jetzt schon und nannte ihn einfach: den Griesli-Lenz. So hiess er nicht nur, weil er jeden Tag ein frisches Tannengries auf seinem Hute trug. So ein saftiges Tannenzweigli steckte schon immer auf dem Hut seines Vaters und seines Grossvaters, des Griesli-Migi. Und zwar fiel das den Leuten damals besonders auf, da er in seinem eigenartigen Leben einen gewissen Höhepunkt seines wild ausbrechenden Jähzorns erlebt oder besser gesagt erlitten hat.

Dieser Grossvater, der Griesli-Migi, war seinerzeit ein angesehener Mann, war Rats Herr und Kirchenrat gewesen und hablicher Bauer auf einem schönen Heimen; aber furchtbar jähzornig. Wenn sein Zorn in ihm zu kochen begann, dann blieb er knebelsteif hocken oder stehen, die Backen wurden ihm neben der Nase weiss. Es kam vor, dass er dabei ein ganz neues Pfeifenmundstück zerbrach. Wenn dann dieser Zorn ausbrach, dann hatte seine Vernunft keine Gewalt mehr über ihn. Dann schlug er wie ein gefährliches Tier.

Bei einer Kirchenratssitzung sprang er einmal auf, wischte den Kirchmeier mit einer einzigen Handbewegung vom Stuhl und vergriff sich sogar am Pfarrer. Er packte ihn samt dem Stuhl und lief mit ihm auf die Strasse. Hoch über seinem Kopf trug er den Stuhl und den Pfarrer über den Platz. Niemand wagte ihm zu wehren. Er sprang bis zum Pfarrhaus hinüber und warf dort beide über den Hag in den Garten hinein. Der Hut war ihm dabei vor die Füsse gefallen. Er hob ihn auf, schaute mit wild rollenden Augen

auf die vor Schrecken wie gelähmten Leute und dann auf seinen Hut. Nahm ärgerlich das zertrampelte Tannengries vom Hutrand, warf es weg, brach sich von der Ziertanne am Pfarrhofeingang ein frisches Zweigli ab, steckte es auf und ging schweren Schrittes und mit gekrümmtem Rücken fort.

Von da an ging es bergab mit dem Griesli-Migi. Die Leute mieden ihn. Er musste von seinen Ämtern zurücktreten. Seine Produkte konnte er nur mehr an fremde Leute verkaufen. Sein Sohn, der Chasp, musste ab dem Heimen und starb in den besten Jahren als armer Knecht mit vielen Kindern und vielen Schulden. Seine Kinder wuchsen in bitterer Armut auf. Lenz war der älteste Sohn. Von der Schule weg hatte man ihn in den Wald geschickt mit den Holzern. Er musste jeden Batzen, den er verdiente, heimbringen. Und doch reichte das Geld nicht aus für die vielen hungrigen Mäuler zu stopfen und für die vielen Medizinen des Vaters.

Zur Zeit, da der Vater starb, war der Lenz kaum achtzehn Jahre alt. Von der harten Arbeit im Wald zäh und stark. Er hatte dem Vater auf dem Todbett versprochen, für die Mutter und Geschwister wie ein Vater zu sorgen. Damals auch, da er dieses schwere Amt getreu übernommen, fand er es schicklich, genau wie der Vater immer ein Tannengriesli auf dem Hut zu tragen. Er achtete wohl darauf, dass es nie welk oder dürr war. Wenn möglich jeden Morgen ein frisches, das seine Nadeln frech und breit ausspreizte. Das war viele Jahre sein einziger Stolz.

Mit der Nase in den Hühnerdreck.

Auf was hätte der Lenz in seinem Leben auch stolz sein können. Sie hatten in jedem Laden Schulden. Sie wohnten in einem alten, verfallenen Häuschen, das den sonderbaren Namen „Gspänsti“ trug. Seine Geschwister gingen bis zum ersten Schnee barfuss in die Schule und gar oft in zerrissenen Kleidern. Die Mutter konnte nicht mehr als von früh bis in

die Nacht hinein arbeiten. Sie nähte Überkleider für eine Fabrik. Die Kinder suchten in den Bergen Alpenkräuter für den Apotheker und Beeren für die guten Leute im Dorf. Aber damit konnten sie den Schuldenberg nicht abtragen.

Lenz war bei seinen Arbeitskameraden beliebt. Er scheute keine Arbeit, auch die gefährlichste nicht. Er war ankehrig und hatte für jedes Tun ein gutes Geschick. Und wissbegierig war der Lenz. Er konnte fragen wie ein kleines Kind, so unermüdlich. Einen ganzen Winter lang war er bei einem Regierungsrat in Dienst gewesen als Holzer. Jedesmal, wenn dieser in den Wald kam, ging Lenz mit ihm nach Feierabend heim. Der kluge und erfahrene Mann freute sich an dem jungen Holzer, der für alle Unternehmungen und alle Ereignisse so grosses Interesse hatte. Er gab ihm auch Bücher mit. Und Lenz hätte damit beinahe das „Gspänsti“ in Brand gesteckt.

Lenz las im Bett, zur Zeit, da der Karli und der Toni, die im gleichen Zimmer lagen, schon längst schliefen. Das grosse Buch über Wald und Holz lag schwer auf seiner Brust und die Augendeckel und Glieder waren auch schwer vor Müdigkeit. Lenz fiel in Schlaf und stiess dabei die Kerze um. Die Mutter, die immer als letzte zur Ruhe ging und jedesmal einen Gang zu jedem Bett machte, entdeckte den Rauch und schon ein munteres Feuerlein. Trotz Rauch und Wasserdampf, trotz Poltern und Löschen erwachte Lenz nicht. Die Mutter war nach der überstandenen Gefahr wie gelähmt und setzte sich aufs Bett. Der Mondschein leuchtete durch das kleine Fenster auf ihres grossen Sohnes Kissen. Wie er doch dem Vater glich. Die blonden, wilden Haare, die glatte, braune Haut, der eigensinnig geschwungene

Mund mit den schmalen, roten Lippen. So hatte der Vater ausgesehen, so frisch und so lieb, da er zu ihr kam als junger Freier. Damals der stolze Bauernsohn. Wie oft hatte sie ihm später in seinem glücklichen Schlummer zugeschaut, konnte nicht genug auf dieses liebe Gesicht hinunterschaun. Dann kam der Kummer und die Not und grub Furchen in die frische Haut, und dann die Krankheit, höhnte die Wangen aus und welkte die Haare. Was wird wohl aus dem lieben Gesicht, das jetzt so frisch und so glücklich schlafend vor ihr liegt. „Armer Lenz“, sagte die Mutter still, „musst Dich für uns fast zutode schinden, so jung.



„Armer Lenz“, sagte die Mutter still.

Der liebe Gott soll es Dir einmal vergelten, was Du mir Liebes und uns allen Gutes tust.“ Lange blieb sie so sitzen, die Mutter, die selbst ein glückliches Leben erwartet hat und nun seit vielen, vielen Jahren nur Not und Verzicht kennen gelernt. Lange schaute sie auf ihren Sohn, bis der Mond ein mildes Licht aus der Kammer weggenommen hatte. Dann ging sie betend hinunter in ihre dunkle Stube.

Das Feuer aber war nicht die einzige Gefahr, die man im Gspänsti fürchtete. Oben am Häuschen im Verschlag hockten einige Hühner. Und weiter oben im Wald lauerte der Fuchs. Lenz hörte einmal in der Nacht wildes Gekreisch und Gekacker. Erwachen, Aufspringen und Hinausrennen war eins. Mit dem Beil wollte er den Fuchs erschlagen. Aber nasser Hühnerdreck ist schlüpferig und frisch gespaltenes Holz ist kantig. Lenz glitt aus und schlug sein Gesicht blutig, weil er so schwungvoll mit der Nase zu Boden sauste, wo die Holzschreitli herumlagen. Unterdessen biss der Fuchs dem letzten Huhn in den Hals und raste mit seiner Beute davon.

Ja, die Pflichten, die Lenz übernommen hatte, für die Familie wie ein Vater zu sorgen,

diese Pflichten waren verschiedenartig. Früher war Lenz, wenn er in einem weitentlegenen Wald arbeitete, über Nacht in der Holzerhütte geblieben. Seitdem der Vater gestorben war, musste er im Gspänsti schlafen, zum mindesten in jeder Nacht, da der Wind um das alte Gebälk strich und heulte. In solchen Nächten mussten die Mutter und auch die Kinder, die darob wach wurden, entsetzliche Angst ausstehen. In der obersten Kammer, die schon weit mehr als hundert Jahre leer gestanden, fing in solchen Sturm Nächten ein Poltern und Rumoren an. So wie wenn ein Mann mit festen Schritten über die Dielen liefe und schwere Holzstücke gegen die Wand und auf den Boden werfen würde. Und Worte hörte man von dort her, Worte, die niemand verstehen konnte, wie aus Wut und Zorn geborene, abgerissene Worte und dann Schreie, helle, gellende Schreie, wie ein Kind in grosser Not schreit. Lenz durfte die Mutter in solchen Nächten nicht allein lassen. Auch wenn er zwei Stunden weit vom Bergwald hinunter und am frühen Morgen wieder hinauf gehen musste.

Wie gerne wären sie aus dem Gspänsti fort und in eine andere Wohnung gezogen. Aber wohin mit den vielen Kindern und ohne Geld. Das Gspänsti gehörte zum Heimwesen Hochmatt, wo der Vater viele Jahre als Knecht gedient hatte. Der Hochmatt-Bauer hatte das Häuschen der Familie zu kleinem Zins vermietet, weil es für den Knecht so bequem nahe gelegen war, und weil sonst kein Mensch darin wohnen wollte. Während der Krankheit des Vaters und seither konnten sie auch diesen billigen Zins nicht mehr bezahlen. Die Bäuerin von der Hochmatt kam deswegen oft zur Mutter hinüber und schimpfte und regierte. Dann mussten die grösseren Buben und Mädchen auf die Hochmatt, beim Heuen oder Holztragen helfen, mussten mit ihren kleinen, mageren Armen den Zins abverdienen. Auch die Mutter wurde an strengen Waschtagen hinüberkommandiert.

Lenz hätte gerne mehr Geld heimgebracht. Er sann und brütete, wie er eine Anstellung finden könnte mit besserem Lohn. Er hatte eben kein Handwerk gelernt, war nur in der Primarschule gewesen. Er meldete sich jedesmal, wenn im Tal eine schwere

oder sehr gefährliche Arbeit vergeben wurde, die gut bezahlt war. Ein Drahtseiltransport oder beim Stellen der Gittermasten für die elektrische Leitung über den Pass. Hie und da konnte er auch bei einem Zimmermann arbeiten. Weil Lenz so stark und waghalsig, so zuverlässig und geschickt war, konnte ihn der Zimmermeister gut brauchen. Die schweren Balken bis zu den Alphütten hinauf tragen oder beim Aufrichten der Ställe und Holzhäuser helfen. Das gefiel dem Lenz. Wenn er auf einem hohen First mit schwerer Last herumturnte, dann piff er lustige Liedchen.

Zweierlei „Grüezi“.

So gingen und kamen die Jahre. Lenz war längst Soldat, war schon Gefreiter geworden im Dienst. Im Winter schaffte Lenz in Wald, jauchzte, wenn die Baumstämme im Reistzug über den harten Schnee zu Tal sausten. Gegen den Frühling zu hielt er Ausschau, ob irgendwo ein Baugespann ausgesteckt sei, ob es wohl für ihn wieder Arbeit gäbe beim Zimmermeister.

Im Hinterbühl wurde der alte Stall abgerissen. Beim Eingang des Seitentales, auf einer lieblichen Anhöhe, zwischen Nussbäumen hervor schaute das Hinterbühl-Haus auf die Landstrasse und den breiten Talbach hinunter. Die wetterbraune Sonnenseite des hochgiebeligen Hauses war mit Klebdächern und roten Blumen geziert. Breite Lauben und lange Holzbeigen gaben dem Haus ein habliches, währschaftes Aussehen. Weiter zurück stand der Stall, der nun bis auf die Mauern abgebrochen wurde. Er sollte grösser werden, sollte auch einen hohen Giebel dem Tal zu bekommen, passend zu dem schönen Haus. Der Hinterbühl-Melk konnte sich einen solchen Umbau leisten. Er sass wie sein Grossvater und Urahne, wie man so sagt, sorgenfrei auf diesem ertragreichen Heimwesen, arbeitsam, nüchtern und angesehen. Jeden Tag, bevor die Zimmerleute kamen, stand er schon oben auf den Mauern, schaute in jede Ritze und jeden Spalt, verglich die Pläne und Masse. Sein einziger Sohn war eben von der landwirtschaftlichen Schule heimgekommen. Er wurde auch zu allen Beratungen zugezogen. Die älteste Tochter Elsi freute sich nicht so sehr an dem Bau. Die vielen Leute, die dadurch ins Haus kamen, brachten Schmutz und Dreck in die Stuben und vermehrte Arbeit. Elsi benahm

sich gern etwas zimperlich. Es schützte seine glänzend schwarzen Haare vor jedem Stäubchen mit einem bunten, schmucken Kopftuch. Es ärgerte sich über jeden Wassertropf auf seiner weissen Bluse und pflegte seine Hände jedesmal nach dem Geschirrabwaschen mit einer Creme. Elsi war hochgewachsen und von anmutiger Gestalt. Sein Gesicht war auffällig schön. Diese Schönheit trug Elsi selbstbewusst und wirkungsvoll zur Schau. Die jungen Burschen im Dorf nannten das Elsi „des Hinterbühl-Melken-Pfau“. Vrenili, seine jüngere Schwester, war ein einfaches Kind. Vielleicht gut tausend Wochen alt, heiter und dienstbereit. Es hatte seine grosse Freude an dem munteren Baubetrieb, der plötzlich so viel neues Leben ums Haus gebracht hatte. Es war flink wie ein Wiesel, trug Wasser und Späne, packte überall zu und hatte für jeden ein gutes Wort und ein fröhliches Lachen.

Lenz kam auch auf diesen Bauplatz. Säge und Axt in der Hand, auf dem Rücken eine Traggabel mit einem schweren Eichenpfosten und einem Sack Zement und oben auf dem Hut ein frisches Tannengries. Der Schweiss glitzerte auf seiner Stirne, die blonden Kruselhaare zwängten sich ringsum unter dem Hut hervor, die blauen Augen leuchteten wie Bergblumen, da er auf das schöne Haus und den prächtigen Arbeitsplatz schaute. Elsi kam gerade aus dem Haus und auf ihn zu. Da lüpfte Lenz den Hut und sagte lachend: „Grüezi Meitschi, ich bin der Griesli-Lenz.“ Elsi blieb einen kleinen Augenblick stehen, schaute ihn aus schmaloffenen Augen, mit hochoberer Nase schief an, drehte sich um und ging ohne ein Wort weiter. Lenz setzte seinen Hut wieder auf, sagte halblaut zu sich selbst:

„Die ist schöner als freundlich“, piffte einen hohen und tiefen Ton und ging zum Gaden hin. Dort stand das Vrenili. Von dem eben erlebten Empfang gewitzigt, trat Lenz zu ihm hin und sagte: „Grüess Gott, Fräulein! Ich bin der Griesli-Lenz und suche den Zimmermeister.“ „Ich bin kein Fräulein, ich bin das Vrenili“, sagte es, „schau da, der Zimmermann ist mit dem Vater hinter den Mauern.“ So begann hier dem Griesli-Lenz seine Arbeit, die ihm einen dreifachen, schönen Lohn und ein schweres Herz eintragen sollte.

„Ich kann nichts dafür.“

Die Matten prunkten im ersten Grün. Die Sonne glitzerte in allen Scheiben und Tautropfen. Kühler Wind strich von den Schneebergen her. Blumen leuchteten aus allen Gräsern. Weithin hallten die Axtschläge und die dumpfen Klänge der Balken. Wenn der Lenz einen langen Balken über die schmale Wandung trug, wenn der Wind in seinen Locken spielte und die Sonne gleissend blendete, dann musste er laut hinausjauchzen vor Lebenslust und Freude an dieser Arbeit.

Aber dem Vrenili wurde es, das von

unten ihm zuschaute, wie er so waghalsig und gefährlich herumturnte, dann eng im Hals und fast schwindlig vom sicheren Boden aus zu dem Lenz hinaufzuschauen. Wie oft sprang es von der Arbeit auf und ans Fenster in der Angst, es sei ein Unglück geschehen, weil es im Bau drüben gepoltet oder gekracht hatte. Einmal kam es aus dem Haus, sah unter der Laube hervor etwas vom Gaden stürzen und hinter dem Brunnentrog aufschlagen: „Jesses, der Lenz!“ An einen andern dachte es nicht. Es war aber nicht der Lenz, der vom hohen



„Grüss Gott, Fräulein!“

First hinuntersauste, sondern ein abgesägter Balken und ein Sack.

Da Vrenili an diesem Tag den Zimmerleuten das Zabig austeilte, schaute es mit einem innig wehmütigen Blick auf des Lenzen Hand, die ihm den Becher hinhielt. Lenz merkte, dass der Krug zitterte und schaute auf. Da sah er in zwei Augen wie in einen Himmel hinein. Nur eine Sekunde vielleicht. Aber dieser Blick fuhr ihm ins Herz und blieb dort wie ein glühend Eisen.

Diesen Abend ging Lenz etwas sturm im Kopf heim. Und Vrenili schlief schlecht. Es musste immer und immer denken, warum es um den Lenz eine solche märterliche Angst habe, jetzt fast Tag und Nacht. Es konnte seine Vernunft und den ganzen Verstand nach allen Seiten durchsuchen und fand keine Gründe dafür. Und doch klopfte das Herz eindringlich und sonderbar und es wechselten Freude und Furcht, Glück und Weh in seiner Brust.

Der neue Gaden wuchs hinauf, Balken um Balken, bis zum First. Die langen Rafen wurden gespannt. Nachlatten aufgesetzt. Lenz half dem Dachdecker, dem Maurer. Lenz blieb bis zuletzt auf Hinterbühl, er half noch den Brunnen ausgraben, die Steine aufschütten und den Platz ebnen. Er wollte nicht mehr fort von hier. Es reute ihn jeder verflossene Tag.

Die Ursache davon war ein böses Gewitter, das damals zur Zeit, da die ersten Ziegel auf dem neuen Gadendach gelegt wurden, über dem Hinterbühl und dem ganzen Tal niederging. Die Handwerker hatten noch rechtzeitig heimgehen können. Aber für Lenz war der Weg zu weit, er wollte lieber hier noch warten, bis der ärgste Wasserguss vorüber sei. So blieb er allein im Gaden zurück, in der Ecke, die bereits von den neuen Ziegeln geschützt war. Er ass ein Stück Brot aus seinem Rucksack und hörte dem Rauschen des Regens und dem dumpfen Fallen der schweren Tropfen zu. Da kam das Vrenili mit einem Sack über dem Kopf zu ihm in den Gaden hinüber gerannt und frug ihn, ob er nicht ins Haus kommen wolle. Lenz, der seit dem ersten Mal immer wieder in Vrenilis Gesicht jenen lieben, wehmütigen Blick suchen wollte, schaute forschend dem Mädchen in die Augen. Vrenili blieb stehen: „Was hast Du?“ Lenz nahm Vrenili

bei der Hand und zog es in die trockene Ecke. „Freude habe ich, eine grosse Freude habe ich mit Dir, dass Du mit mir, dem armen Griesli-Lenz, so gut bist.“ Staunend hörte Vrenili zu mit weit offenen Augen. „Ich danke Dir dafür“, fuhr Lenz fort, „von ganzem Herzen danke ich Dir dafür.“ „Danken?“ frug Vrenili, „danken, Du brauchst mir nicht zu danken. Ich kann nichts dafür.“ So blieben sie stehen, während der Regen von allen Balken tropfte und das Donnern immer mächtiger wurde. Dann sagte Vrenili noch, so leise, dass es Lenz kaum hören konnte: „Ich kann aber auch nichts dagegen tun. Ich hab's probiert, aber es nützt nichts.“ Die Mutter rief vom Haus her. Vrenili nahm den Sack über den Kopf und sprang hinüber. Liess den Lenz in seiner Ecke zurück, mit seinen Gedanken, die wie die Blitze in alle Winde fuhren.

Auf dem Heimweg, unten am Waldrand, sprang er hoch in die Luft, so hoch, dass er den untersten Ast der grossen Tanne erfassen konnte, riss ein Zweiglein davon ab und steckte sich dies auf den Hut.

Deshalb wollte der Lenz nicht vom Hinterbühl herunter. Deshalb half er dort bis zum letzten Nagel und Knopf. Und wie manchmal sind die beiden heimlich zusammengestanden, ohne dass ein Mensch, ein einziger Mensch eine Ahnung gehabt. Nicht einmal Elsi, das sonst allen im Tal und weit herum die Rechnung führte und in jede Stube, in jeden Küchentopf hineinschaute. Oder kam es ihm nicht in den Sinn, weil der Gedanke, die beiden könnten sich gern haben, absurd, so widersinnig schien.

Was die Mäuse unter den Hobelspänen gehört haben.

Das obere Gädeli lag in einer steilen Matte, die durch einen schmalen Waldstreifen vom Hinterbühl getrennt war. Dort oben sollte auch noch allerhand geflickt werden, weil doch Werkzeug und Werkleute schon da waren. Dort hinauf kam einmal Vrenili und sagte ganz unvermutet zum Lenz: „Du, Lenz, wir müssen aus Heiraten denken. – Man darf sich nicht so unendlich gern haben, wenn man nicht eine ernste Bekanntschaft hat.“ Lenz war so überrascht, er wollte laut hinauslachen. Da er aber Vrenilis tiefernstes Gesicht sah, blieb ihm der fröhliche Klang im Hals stecken. Er schüttelte nur den Kopf und sagte: „Du gutes

Kind, ich kann nicht heiraten, ich habe so schon eine ganze grosse Familie und bin ein armer Hungerleider, ich muss für die Mutter und die Geschwister arbeiten.“ – Vrenili blieb in Gedanken versunken stehen, die hellen Ringel seiner Haare hingen ihm unter dem Kopftuch hervor über die Stirne, die Augen waren bald geschlossen, müde und ganz traurig wurde das Gesicht. Dann sagte es: „Dann müssen wir Schluss machen.“ „Das ist aber sehr traurig, Vrenili“, meinte Lenz und ging zu ihm hin, „und sehr schwer.“ „Ja“, sagte Vrenili und lehnte den Kopf an seine Schultern.

Einige Tage später kam es ins Gädili hinauf, war fröhlich und schalkhaft, es brachte das Zabig für den Lenz, packte aus, strich ihm Butter aufs Brot, sass neben ihm auf dem Barnen und fragte: „Muss man etwas machen, was man nicht kann?“ „Wie meinst Du das, Vrenili?“ „So, wie ich gesagt habe. Wenn mir jemand sagt, ich müsse das und das machen, und ich kann es einfach nicht, habe es nie gelernt und weiss in aller Welt nicht, wie man das machen kann. Bin ich dann verpflichtet, das trotzdem zu tun?“ „Nein“, lachte Lenz, „zu so etwas kann Dich kein Mensch, nicht einmal Gott im Himmel verpflichten.“ „Ist das wahr, ist das ganz sicher wahr?“ Feierlich sprach Lenz mit tiefer Stimme: „Da das ist wahr, wie der Bundesbrief.“ Da jubelte Vrenili. „Ei, jetzt weiss ich Bescheid, jetzt bin ich aber ganz, ganz sicher. Ich habs nämlich probiert. Die ganze Woche lang habe ich es probiert und es ist mir einfach nicht gelungen, nicht ein einziges Mal, nicht eine Sekunde lang.“ „Aber, Vrenili, was hast Du denn probiert?“ Da schlug es die Hände vor das Gesicht, als ob es weinen wollte: „Dich nicht mehr so gern zu haben.“ Aber schon rückte es die Finger so weit auseinander, dass es zwischendurch und zu ihm hinaufblicken konnte. Lenz nahm ihm sachte die Hände vom Gesicht und nahm den lieben Mädchenkopf ganz nahe zu ihm hinüber.

Die Liebe macht erfinderisch, und das Glück macht leichtsinnig. Lenz kam auch im späten Sommer noch auf das Hinterbühl. Er kam im Auftrag des Zimmermeisters, um nachzuschauen, wie sich die Balkenlagen den Sommer über bei der grossen Hitze gesetzt haben. Der Himmel weiss, wie er das

einrichten konnte, diese Arbeit zu übernehmen.

Weil sie sich, der Lenz und das Vrenili, lange nicht gesehen hatten, schlossen sie zur Sicherheit im inneren Tenn die Türe zu. Dort stand die Hobelbank und das Werkzeug des Bauern. Es war heller Tag und doch hörte man keinen Hammerschlag und keinen Sägenstrich von der Arbeit des Lenz. Die Beiden sass in den Hobelspänen auf einem Kartoffelsack und hatten so viel zu reden. „Ich habe in einem Buch gelesen“, sagte Vrenili, „in einem grossen und gelehrten Buch. Darin habe ich den Satz gefunden: ‚Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.‘ Das hat ein Heiliger gesagt, und das ist wahr. Lenz, Du musst einen Weg finden. Du musst es einfach möglich machen, dass wir einmal immer zusammen sein können. Ich habe das jetzt die lange Zeit gut genug erfahren, dass ich so nicht leben kann.“ Lenz sass da, mit gebücktem Kopf und starrte in die Späne: „Jetzt sehe ich keinen Weg, sehe überhaupt nichts vor mir als einen grossen Schuldenberg. Und wenn ich in der Nacht allein bin und studiere und mich quäle, dann sehe ich nur Dich. Nur Dich sehe ich dann ganz nahe vor mir. Und dann vergesse ich alle meine Pläne, vergesse auch alle Not und bin bodenlos glücklich, bis dann der Gügge kräht und ich aufstehen muss, weit in den Wald, halb noch in der Nacht, um ein paar Franken zu verdienen, die doch nirgend hinreichen, nicht einmal für das Notwendigste.“ Vrenili fuhr ihm mit seiner linden Hand durch die Haare: „Bist Du traurig, Lenz, jetzt, wo Du bei mir bist? Denk doch, was ein Heiliger gesagt hat, das ist doch ganz sicher wahr. Es gibt einmal einen Weg, auch für uns.“ „Einmal, wann einmal“, sagte Lenz, „in zehn Jahren, in weiss ich wie vielen Jahren. Unterdessen hast Du längst einen andern gern, einen Bauern mit einem schönen Heimen, und ich kann Dir nicht einmal böse sein darum.“ Nun nahm Vrenili den Lenz um den Hals, drehte mit sanfter Gewalt seinen Kopf so, dass es ihm gerade in die Augen schauen konnte und sprach feierlich: „Lenz, ich weiss, wem mein ganzes Herz gehört, ganz gehört. Dir habe ich es gegeben, ich weiss nicht warum, ich frage nicht, warum, und für das ganze Leben. Ich bleibe Dir immer treu. Das kannst Du glauben. Und wenn ich auf Dich warten muss, bis alle Deine Geschwister gross sind. Daran darfst Du nie

zweifeln, Lenz. Entweder bringt man mich auf den Friedhof oder man lässt mich zu Dir. Da hast Du meine Hand.“

„Was gibt's da zu verstecken?“

Die Hand, die das unverbrüchliche Gelöbnis der Treue ablegte, blieb nicht lange in der Hand des jungen Mannes. Polternde Schritte kamen über die Steinplatten, eine schimpfende Männerstimme drang ins Tenn ein und liess die zwei jungen, glücklichen Liebesleute auseinanderfahren. „Oh Gott im Himmel, das ist der alte Onkel Thade.“ Schon polterte dieser gegen die Türe und rüttelte daran.

Er sprach zornig von einem Rossgeschirr oder einem Kommet, den man im Frühling von ihm geliehen habe und nie zurückgegeben. Er wolle schon zeigen, wo er aufgehängt sei. Aber natürlich vor ihm schliesse man alle Türen ab. Hier sei doch seiner Lebtag nie geschlossen gewesen. Die Schritte entfernten sich wieder. Vrenili wollte öffnen und hinaus-schlüpfen, aber der Onkel Thade kam wieder zurück ins Tenn, just in dem Augenblick, da es

zwischen Türe und Angel stand. „Was gibt's da zu verstecken?“ rief der zornige, alte Mann. Vrenili vertrat ihm den Weg zur Türe und wollte sich herausreden. Aber eigensinnig stiess er es auf die Seite und trat ins innere Tenn hinein. Da blieb ihm das Wort mitten im Satz stecken: „Der Griesli-Lenz, Du hast Dich mit dem Griesli-Lenz eingeschlossen. Du, mein Gottenkind. Das kann Dich eine Stange Geld kosten, Vreni!“ Vrenili achtete nicht auf sein Schimpfen. Es wollte ihm helfen seinen Kommet suchen, sein Rossgeschirr oder gar einen ganzen Zweispänner, wenn er nur bald mit ihm aus dem Tenn käme. Der Lenz schaute nicht

von seiner Arbeit auf. Er hobelte an einem Brett mit einem Eifer, als ob er einen Riesenlohn im Akkord hätte.

Endlich ging Thade mit dem Vrenili hinaus. Es wollte ihn überreden, dass er im Haus drüben nichts sagen solle. Aber der Thade war so wütend und schäumte derart, dass er vor lauter Fluchen Vrenilis Gerede gar nicht hörte. Er rief das Geheimnis brüllend in den Hausgang hinein, tobte in der Stube und warf mit Schimpfworten nur so um sich: „Bettelbub, Liebschaften, Lotterordnung und Pack!“

Diese Wut kam von verschiedenen Umständen her. Vorerst war der Onkel Thade einmal in Zorn geraten, weil er vermutete, man habe ihm das Rossgeschirr gestohlen. Alte Leute haben oft solche Ideen. Dann war er der reiche Erbonkel, der gewohnt war, dass seine Nefen und Nichten seine Worte ernst nahmen und seine Befehle blitzartig ausführten. Vrenili war sein liebstes Gottenkind. Bei jeder Gelegenheit sprach er davon, wie er das Vrenili als Haupterbin in sein Testament eingesetzt habe. Es glaubte zwar kein



„Daran darfst Du nie zweifeln, Lenz.“

Mensch diesen Beteuerungen, und doch tat man vor ihm so, als ob man sie ernst nehme. Dann war noch eine ganz alte Geschichte, die ihm beim Anblick des Griesli-Lenz in den Kopf gestiegen war. Im Volksmund nannte man den alten Onkel „Brunnen-Thade“. Aber wehe, wenn dieser Übername in seiner Gegenwart gebraucht wurde. So hiess er, weil er vor Zeiten in seiner Alp dem Eigentümer der unteren Alp einen Brunnen abgegraben hatte. Diese Alp hatte dem Griesli-Migi und später seinem Sohn gehört. Dieser hatte mit dem Thade einen Prozess geführt und hatte gewonnen. Der „Brunnen-Thade“ musste also damals dem Vater des Griesli-Lenz Genugtu-

ung leisten, die Kosten bezahlen und den Brunnen wieder zuleiten. Dieser Name erinnerte ihn also jedesmal an diese teure und schmerzliche Geschichte und nicht nur der Übername, sondern viel mehr noch, wenn er den Griesli-Lenz oder eines seiner Geschwister sah. Vrenili aber, sein liebstes Gottenkind, zusammen mit dem Griesli-Lenz, das war für die alten Zornadern des Brunnen-Thade zu viel. Er war nicht mehr zu beruhigen und war nicht zufrieden, bis das ganze Haus alarmiert und in fürchterlicher Aufregung versetzt war.

Vom verdächtigen Bergschuh und Hosenrand.

Natürlich war damit für den Lenz auch der letzte Nagel im neuen Gaden eingeschlagen oder besser gesagt krumm geschlagen. Er durfte sich nie mehr in der Nähe blicken lassen. Aber wer glaubt, er könne zwei junge Menschen, die in reiner Liebe zu einander halten, die im ersten Glück des blühenden Lebens stehen, von einander trennen, der muss Tag und Nacht Wache stehen und noch Wächter dingen. Und dann noch kann er ihnen die geheimen Zeichen und Nachrichten nicht verwehren.

Am Weg ins obere Gädili hing ein Muttergottesbild an der grossen Wettertanne. Dann und wann steckte ein Tanngriesli im Holzgitter vor dem Bild, und so wusste Vrenili, dass Lenz dagewesen war. An einem Morgen beim Erwachen fand Vrenili einen Buschen Edelweiss auf dem Boden seines Zimmers. Edelweiss, so schöne, ganz weissflaumige Sterne, wie sie nur in der obersten Wildi wachsen. Lenz hatte sie ihm in der Nacht durchs Fenster hineingeworfen. Zwischen den enggebundenen Stilen stak ein kleiner Zettel mit ein paar Worten. Das war für die Liebe wieder für viele Tage Nahrung genug.

Lenz hatte wenig Zeit grosse Umwege zu machen. Seine Arbeit war so streng, dass er oft zum Umsinken müde war, wenn er heimkam. Aber es war ihm kein Weg zu weit und keine Nacht zu kurz, um Vrenili ein Zeichen zu geben. Im Dunkel eines späten Herbstabends kam Lenz vom oberen Gädeli her auf das Hinterbühl-Haus zu. Er sah gerade Licht auf der Vorlaube und erkannte Elsi, das dort seinen Schatz begrüsst. Er

ging lautlos über die Matte näher und schaute einmal eine Zeit lang zu, wie da und dort im Haus Licht aufging oder auslöschte. Er fand es nicht ungeschickt, ein wenig zu warten, wenn Besuch im Haus war. Er musste nicht mit dem Schlaf und der Müdigkeit kämpfen, denn in dieser Nähe waren seine Sinne und seine Glieder hellwach und angespannt. Im Wald lockte ein Vogel. Wolken fuhren am Mond vorbei. Dann und wann fiel eine späte Frucht vom Baum oder krachten die Balken im neuen Baden, der hell in die Mondlandschaft leuchtete. Der Hund strich um das Haus, lief unter die nächsten Bäume, kam auch zum Lenz hinauf. Sie kannten sich gut, die beiden vom Frühling und vom Sommer her. In der Kammer löschte das Licht zuerst, dann in der Küche und im oberen Gang. Dann leuchtete das Fenster in Vrenilis Zimmer auf. Unten aus der Stube fiel der Schein aus der breiten Fensterreihe auf die Steinplatten. Lenz schlich auf das Haus zu, schwang sich übers Holz auf den Mauersatz, hantelte sich an der Hausecke hinauf, hielt sich am Rand der Klebdächli. Einmal schlugen seine Schuhnägel laut an den Dachkännel. Sofort blieb er still und horchte. Dann kletterte er weiter. Der helle Ton aber hatte den Vater aufhorchen lassen. Er sprang aus dem Bett und mit den blossen Füßen die Stiege hinauf und auf die Laube. Dort sah der Vater ein Stück Hosenbein und einen Bergschuh seitlich über das Klebdächli hinausragen. Er griff darnach und zerrte mit aller Kraft. Plötzlich liess der Widerstand nach, der Schuh kam ihm entgegen, so unvermutet, dass der Vater rücklings fiel und den Schuh und das Bein nicht loslassend den ganzen Lenz auf sich in die Laube hineinriss. Die Bergnägel fuhren ihm ins Gesicht. Einen Augenblick fühlte er die schwere Last des jungen Mannes auf sich fallen, sah gegenüber am Boden den Kopf des Lenz. Aber nur einen kurzen Augenblick lang, dann schwang sich der Junge zurück über die Laubenbrüstung und verschwand im Hui und in einem weiten Sprung.

Lenz lief bis in den Wald hinauf. Dort setzte er sich auf einen Stein und wartete. Er kam sich nicht gerade als Held vor, der Lenz. Und die Zukunft lag ungefähr so schwarz vor ihm wie die Nacht, da nun der Mond untergegangen und breite Nebelschwaden wie Ungeheuer sich vor die Helle des Himmels geschoben hatten. Im Haus flammte überall Licht auf.

Menschen rannten über die Dielen. Lenz wartete lang, schlich auch wieder näher. Aber er musste dort wieder fliehen, denn ein helles Licht traf ihn von der Strasse her. Ein Auto kam den Kehr hinauf. Wahrhaftig, der Doktor stieg aus und ging auf das Haus zu. So sah er sein Vrenili zum letzten Mal, wie es mit dem Licht in der Hand dem Doktor entgegen ging.

Eine Stunde später trat der Doktor wieder aus dem Haus und fuhr weg. Lenz wartete bis alle Richter im Haus erloschen waren, dann ging er heim.

Nur das Herz nicht töten lassen.

Im Haus auf dem Hinterbühl war in dieser Nacht trotz der scheinbaren Ruhe, trotz der Dunkelheit, die in allen Zimmern lag, nicht viel Schlaf. Der Vater lag mit verbundenem Kopf in seinen Kissen. Der Arzt hatte ihm eine tiefe Wunde, die von unten am Kinn zu den Lippen hinauf verlief, zunähen müssen. Das Reden fiel ihm schwer und war ihm schmerzlich. Und doch konnte er nicht unterlassen, immer wieder ein paar harte Worte zu seiner Frau hinüber zu reden. Sie kamen nicht eben verständlich unter der Geschwulst und dem Verband hervor.

Am Morgen in aller Frühe stieg die Mutter in Vrenilis Zimmer hinauf. Sie erklärte ihm in kurzen Worten, dass dem Vater vorläufig jede Aufregung erspart bleiben sollte. Es sei besser, es verschwinde sofort aus dem Haus, mindestens bis zum Abend. Es solle zur Tante Marie ins Ennertal hinüber gehen. Sie gab ihm einen Auftrag dorthin mit. Vrenili wollte fragen, wie es dem Vater gehe. Was er in der Nacht wegen ihm und dem Lenz gesagt habe. Die Mutter gab hierauf

keine Antwort: „Du kannst Dir selbst etwas zum Frühstück mitnehmen. Aber geh jetzt, bevor die andern aufkommen.“

Vrenili zögerte, ob es zu Fuss über den hohen Pass gehen oder mit der Eisenbahn ins Emmental fahren sollte. Es war aber für die strenge und weite Wanderung zu müde. Mit schwerem Herzen ging es unter die Leute, mit Angst und Herzweh kam es am späten Abend zurück. Schon von der Talstrasse aus sah es den hellen Schein aus den Stubenfenstern. Mühsam und mit klopfendem Herzen stieg es den Rain hinauf. Bei seinem Eintritt in die Küche stand Elsi am Herd und wärmte Kräutertee. „Guten Abend“, sagte Vrenili. Und Elsi antwortete schnippisch: „Ja, einen guten Abend hast Du uns eingebracht mit Deinem

Bettlerschatz.“ „Ist der Vater noch auf?“ „Ja, geh nur hinein, er wartet schon lange auf Dich.“

Ja, er sass hinter dem Tisch mit seinem verbundenen Kopf, einen Stock zur Hand und ein Bein auf das Bänkli gebettet. Die Mutter stand am kalten Ofen. Da musste nun Vrenili hinein, musste zwischen den beiden auf die Schabelle sitzen und das Kreuzfeuer aushalten. Ihm war so leid um den Vater. Jedes Wort der Mutter, die aus lau-



Ihm war so leid um den Vater.

ter Sorgen und Besorgnis so hart redete, tat ihm fürchterlich weh. Und sie hatten recht. Vrenili musste ihnen in jeder Beziehung recht geben. Diese ganze Liebe war unvernünftig und unverständlich. Aber was nützten alle die Gründe, alle diese Beweise. Vrenili hatte sie alle schon nächtelang aufgezählt und wiederholt. Und doch auch jetzt, mitten in diesem Hagelwetter von Vorwürfen und Ratschlägen blieb ihm nur eine wahrhafte, unveränderliche Sicherheit: lieber in Not und Elend hinein gehen, aber mit dem Lenz zusammen gehen. –

Nur das Herz nicht töten lassen. Nur jetzt nicht ein Versprechen ablegen, und dem Lenz untreu werden. Der Vater geriet immer mehr in Aufregung. Die Mutter kannte ihr Vrenili nicht mehr. So hatten sie es noch nie erlebt. Ihr liebes Mädchen, das sonst immer so fügsam, so heiter, hilfsbereit, so anhänglich und vorsorglich gewesen war. Im oberen Zimmer hörte man Elsis nervöse Schritte. Der Mutter rollten die Tränen über die Backen. Vrenili zeichnete mit dem Finger Kreise und Vierecke auf das Tischblatt. Der Vater schrie, so gut es seine Schmerzen und der Verband zuließen: „Was willst Du denn, sag jetzt Du einmal, was willst Du denn, willst Kopf voran mit aller Gewalt in Dein eigenes Unglück hineinrennen? Sag einmal, was willst Du jetzt tun?“ Vrenili fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und begann zu reden ohne aufzuschauen. „Ich weiss, dass ich so nicht mehr da sein kann. Ich möchte jetzt das tun, was ich schon lange gerne unternommen hätte. Ich möchte in ein Spital gehen und die Krankenpflege lernen.“ Darauf blieb es lange still in der Stube. Nur das Summen der Fliegen und das Plätschern des Brunnens vor dem Haus war zu hören und auch das schwere Atmen des Vaters. Die Mutter fand zuerst wieder Worte und meinte, man wolle nicht heute abend weiter darüber reden. Der Vater müsse sich schonen. Vrenili solle jetzt in Bett gehen. „Ja, geh nur“, sagte der Vater. Vrenili stand auf: „Es tut mir leid. Ich bitte, dass Ihr mir verzeiht. Es tut mir so leid, dass ich Euch weh tue. Gute Nacht, Vater!“ Es trat auf ihn zu. Der Vater wehrte mit der Hand ab: „Geh nur.“ Vrenili blieb stehen, „machst Du mir nicht das Kreuzzeichen wie jeden Abend?“ Zorn, Enttäuschung und Eigensinn kämpften im Gesicht des Mannes. Vrenili schaute ihm ergeben und lieb in die Augen und hielt seine harten Blicke aus. Dann erhob sich der Vater, ging brummend zur Türe, zum Weihwasserkessel hinüber. Vrenili kam ihm nach. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Geh jetzt schlafen.“ Dann humpelte er am Stock auf die Kammertüre zu.

Wie der alte Thade ein Ausstellungsstück wurde.

Kahl standen die Bäume. Winterwinde trieben das Laub von den Waldrändern. Im Gspänsti trieb der Wind den feinen Schneestaub durch die vielen Spalten und Ritzen bei den Fenstern und Türen in die Küche und die Stube hinein. Schlimme Monate hatte Lenz hinter sich. Er wusste nicht wo Vrenili war. Er wusste nur, dass es kurz nach seiner verunglückten „Uifestiigete“ verweist war. Wenn ihm auf dem Heimweg die Kälte ins Gesicht fuhr, dass die Augenbrauen und Wimpern rauhfellig wurden. Wenn der vereiste Weg das Gehen mühsam und langsam machte. Wenn er bei Leuten vorbei ging, die ihm kaum den Gruss erwiderten. Dann wurde ihm manchmal seine Last zu schwer. Dann sehnte er sich irgendwohin fort. Alles stehen und liegen lassen. Warum können andere junge Burschen glücklich in ein gutes Leben hineinwachsen? Warum muss er so schwer, so aussichtslos schwer schuften und sorgen. Dann kamen brand-schwarze Gedanken über ihn, so dass er nicht mehr lieb an die Mutter, den kleinen Tonili und das Bethli denken konnte. Dann vergass er auch, dass seit dem Tod des Vaters in den sieben Jahren doch schon allerhand besser geworden. Karl war in der Lehre. Lineli in einer guten Stelle, Noldi kam aus der Schule. In solchen verlassenem Stunden empfand er nur bodenlose Trostlosigkeit, keine Hoffnung auf ein Glück. Und doch hatte er einmal das Glück gefühlt, es sicher in Händen gehalten. Und welch ein Glück. Wie lange war dies her. Die paar Monate kamen ihm vor wie Jahre.

Wenn Lenz mit seinen Arbeitskameraden heimging und sie in der Wirtschaft einkehrten, musste er vorbei und heim. Ein Möstli kostete ein paar Batzen. Er wäre so gerne auch einmal lustig und freigebig gewesen. Nicht immer gelang es ihm, stocksteif an der Wirtschaftstüre vorbei zu gehen. Einmal ging er auch hinein und blieb dort lange sitzen. Er hatte seinen ganzen Zahntag im Sack. Der rässe Most und der Schnaps im Kaffee stiegen ihm rasch zu Kopf. Sie sangen Soldatenlieder und jodelten. Er hielt eine Rede und rauchte Brisago. Er konnte so treffend gut andere Leute nachahmen. Er sprach wie der Major im Dienst, wie der Landammann an der Landsgemeinde. Das Gelächter und die Freude der Zuhörer ringsum steigerten seine Lebensluft.

Da seine Kameraden heimgehen wollten, spendierte er ihnen einen Kaffee mit Doppelschnaps. Alle staunten. So hatten sie ihn noch nie gesehen. Sie füllten sein Glas im Geheimen. Während seiner grossen Landammannsrede war der Brunnen-Thade in die Wirtsstube gekommen und hatte sich in den Winkel gesetzt. Lenz hatte ihn nicht beachtet. Nun kam der Thade hervor und fing an den Lenz zu foppen. So einen tüchtigen Redner wie der Lenz einer sei, den hätte man schon lange zum Ratsherr machen sollen. Und so einer könne auch ruhig im Ratssaal sitzen, der habe sein Vermögen daheim im sichern. Lenz hörte nicht auf ihn. Aber Thade giftelte immer weiter. Lenz lachte und sang:

Der Brunnen Thade, der Brunnen Thade bekommt vor Neid das Magenweh.

Sobald der Name Brunnen-Thade heraus war, sprang der Thade auf und kam an den Tisch und wettete los: „So ein Lotterbub, so ein Bettlerpack muss nicht Übernamen austreten. Es wäre besser, so einer würde seine vielen Schulden bezahlen als den grossen Herrn spielen, Kaffee spendieren, Rausch saufen und ehrbare Männer anpöbeln. So einer, der schon im Amtsblatt gewesen ist und nie weiss, welche Woche er wieder zu lesen ist.“ Lenz bekam einen roten Kopf. Lenz stand auf und schaute aus schmalen Schlitzaugen auf den alten Schimpfer und dann in der Runde in die Gesichter seiner Kameraden. Diese lachten aus vollem Hals. Da trat Lenz hinter dem Tisch hervor zu dem Thade hin, fragte zu seinen Kameraden hin: „Wollen wir uns die gute Laune und das schöne Fest verderben lassen von so einem Brünneler? Oder wollen wir ihn versorgen?“ Alle riefen: „Versorgen. Versorg ihn!“ Lenz sagte lachend: „Komm, Thade, wir gehen spazieren.“ Er packte ihn, drehte ihn wie einen Wirbel ringsum und nahm ihn so stark in die Arme, dass er nur mehr strampeln konnte. Dann trug er ihn unter den Bravorufen seiner Kameraden zur hinteren Türe hinaus und in den oberen Stock. Dort sperrte er ihn auf die Veranda hinaus, die dem Dorfplatz zugekehrt war. Die Kellnerin war unterdessen gerade im Keller gewesen und hatte von allem nichts bemerkt. Dem Thade sein halb ausgetrunkenes Most stand einsam auf dem kleinen Tisch. Sie frug, ob der

Thade fort sei. Lenz meinte, ja, er hätte plötzlich einen Drang bekommen, die schöne Aussicht zu bewundern. Singen und Scherzen ging fröhlich weiter, während oben, allen Leuten ausgestellt, der Thade vergebens nach einem Ausweg von der verschneiten, zügigen Aussichtsterrasse suchte.

Ein heftiger Wind kam plötzlich ins Dorf. Lenz hörte trotz dem Grölen und Jodeln die Fensterläden klappern und das Sausen. Da wurde er ernst. Er ging unter die Türe. Der Sturm hegte den Schnee vom Platz. „Halt, die Mutter, jetzt muss sie Angst haben.“ Sein Rausch war wie verfliegen. Er zahlte und ging, trotz den heftigen Einreden seiner Kameraden mit eiligen Schritten hinaus. Er schlug den Kragen hoch, stämmte sich gegen den Wind und verschwand gegen den Bergweg zu.

Der Sturm machte ihn vollends nüchtern. Er lief hastig und fing an zu rechnen, wie viel er von seinem Zahntag vertan. Die Ausreden, er dürfe sich auch einmal etwas gönnen, kamen ihm bald dumm und blöd vor. Er nannte sich einen Esel und gab sich der Reihe nach alle Namen, die der Brunnen-Thade ihm vorher an den Kopf geworfen hatte.

Wenn der Teufel flüstert.

Daheim fand er die Mutter zitternd und jammernd. Sie hatte die Kinder um sich und betete mit ihnen für die armen Seelen. Lenz schämte sich und wollte in sein Zimmer hinauf. Da gab ihm die Mutter einen Brief, der heute für ihn gekommen war. Lenz ging hinauf, setzte sich aufs Bett, zündete die Kerze an und öffnete den Brief. Der Wind heulte und pfiif. Die Kerze flackerte. Lenz schaute auf die schönen, klaren Schriftzüge und las:

Mein lieber Lenz!

Hier im Spital ist es sehr streng. Ich kann Dir nicht viel schreiben. Ich will Dir nur sagen, dass es mir immer noch so ist, wie ich Dir gesagt habe. Ich habe nur Dich lieb. Ich will auch mein Leben lang nie von dieser Liebe lassen. Gott helfe uns! Schreibe mir bald.

*Die herzlichsten Grüsse von Deinem
Vrenili.*

Lenz blieb lange so sitzen. Er spürte nicht die Kälte. Er hörte nicht das Poltern und Rumoren im Giebelzimmer, das gegen Mitternacht begann.

Der Brunnen-Thade auf der Aussichtsterasse war bald das Tagesgespräch im Dorf. Wie viele Leute freuten sich, dass der alte Schimpfer einmal so recht von Herzen ausgelacht werden konnte. Aber die gleichen Leute und noch viele dazu, schimpften über den Griesli-Lenz. Es sei nicht recht, einen alten Mann so respektlos zu behandeln, nicht recht, ihn auf die kalte, zügige Veranda hinauszusperrn. Er hätte ja eine tödliche Krankheit holen können. Vor allem aber schimpften alle darüber, dass der Lenz sich erlaubt hatte, so viel Geld zu vertrinken und zu vergeuden. Einige gingen noch weiter und sprachen davon, dass dem Griesli-Migi sein fürchterlicher Jähzorn im Lenz zum Ausbruch gekommen sei. Man habe ja immer gefürchtet, er schlage in diese Art ein. Jetzt sei es ganz gewiss, dass der Lenz auch so ein Tollwütiger sei oder werde. Man wisse schon, warum der auch immer ein Tann-griesli auf dem Hut trage, das sei ein Versteck für die Teufelshörndli.

Der Brunnen-Thade aber wurde nicht krank, nicht von der Wut und nicht von der Kälte. Er sass den ganzen Winter durch jeden Abend bei einem Möstli im Sternen, tauchte überall bei seinen Verwandten auf, ass da beim Zabig und dort beim Znüni, räsonierte, regierte und kritisierte. Im Frühling und Sommer war er sogar auf der Alp zu sehen. Gebück ging er, der Thade, aber mit seinem zähen Trämpeler-Schritt kam er doch überall durch.

Erst im Herbst legte ihn eine Erkältung ins Bett. Diesmal aber packte ihn eine scharfe Lungenentzündung. Vrenili war eben aus dem Krankenkurs, der ein ganzes Jahr gedauert hatte, zurückgekommen. Kaum heimgekehrt, musste es zum alten Götti auf die Pflege gehen.

Vrenili traf dort nicht etwa eine gute Ordnung und eine herzliche Aufnahme an. Die alte Haushälterin wollte alles allein regieren und nach ihrem Tramp machen. Die Medizinen der Ärzte und gar die Einspritzungen verdamnte sie als böses Gift. Überschläge und Tee sei viel besser. Früher seien die Leute hundert Jahre alt geworden. Vrenili achtete nicht viel auf die überlaunige Alte. Es war nett und freundlich mit ihr und liess sie reden. Schlimmer waren die Fragen und Reden des Thade. Sobald ihm Fieber und

Atemnot etwas Ruhe gönnten, fing er an: „Vrenili, Du bist mein liebstes Gottenkind. Du weisst, dass ich Dir im Testament viele tausend Franken bares Geld vermacht habe. – Letztes Jahr wollte ich das Testament ändern, wegen dem Griesli-Bub. Aber Du verspricht mir, dass das aus ist, und dass Du mit dem nie mehr etwas hast.“ Vrenili wich ihm aus. Immer wieder fing er davon an. Einmal mitten in der Nacht musste ihm Vrenili das Testament aus dem Sekretär holen und er wollte Tinte und Feder. Er wolle jetzt einen Nachsatz hineinschreiben. „Wann hast Du den Griesli-Bub zum letzten Mal gesehen?“ „Schon lange nicht mehr, über ein Jahr“, sagte Vrenili lachend. „Du wirst ihn nie mehr anschauen, verstanden, das musst Du mir versprechen.“ Vrenili meinte, das müsse ihm jetzt keinen Kummer mehr machen. Aber wenn sie einander auf einem schmalen Weg begegnen oder zum Beispiel unter der Kirchentüre, ob es dann den Lenz anschauen dürfe? Stundenlang konnte er fragen und bohren. Nach einigen Tagen aber wurden die Fieber heftiger. Der Arzt war sehr besorgt. Er verordnete ganz neue Einspritzungen, die pünktlich alle fünf Stunden erfolgen mussten. Wenn das nicht ganz exakt und pünktlich geschehe, könne er keine Verantwortung mehr übernehmen. Thade war wirklich plötzlich viel schlimmer dran. Er fiel in Bewusstlosigkeit, phantasierte und kämpfte mit dem schweren Atem. Vrenili fand Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Es war schon von der strengen Arbeit im Spital erschöpft und übermüdet, und nun noch die strenge Pflege.

In der Nacht sass es neben dem Bett, zum Umsinken müde. Es kämpfte gegen den Schlaf. Es musste wach bleiben, den Puls kontrollieren. Bald war auch Zeit, die nächste Einspritzung zu geben. Von irgendwoher kam in das halbschlafende Köpfchen hinein der Gedanke. Ach, lasse doch diese Einspritzung aus! Leg ich dich wenig hin. Er wird das schon überhauen. Vrenili sprang auf, ging hinaus und wusch sich das Gesicht. Aber solche Gedanken kamen bald wieder. Ist das so ein Unglück, wenn er es nicht überhaut? Er ist doch alt, der Götti. Und wenn er hört, dass der Lenz und ich auf einander warten, dann zerreisst er das Testament. Wenn ich jetzt einschlafe und nicht rechtzeitig erwache, dann bin ich nicht daran schuld. Vrenili fuhr sich über das Gesicht, rieb sich die Augen und die Backen:

„Was für böse Teufel flüstern mir da ins Ohr?“ Auf der einen Seite vertrieben, kamen sie auf der andern Seite wieder herzu. Könntest dem Lenz alle Schulden bezahlen und eine Existenz gründen. Ach, was für eine Riesenfreude hätte der Lenz. Musst wohl sonst warten, bis Du alt bist, kannst dann gleich eine alte Griesli-Frau werden. Probiere doch einmal, schlaf ein wenig, wenn Du dann noch rechtzeitig erwachst, kannst Du dich immer noch besinnen. Eine einzige Spritze weniger bringt ihn nicht um. Und wenn du's verschläfst, dann schläfst Du in deinen Himmel hinein, in dein Glück. Vrenili schaute auf die Uhr. Es waren kaum ein paar Minuten vergangen. Vrenili stand auf und ging auf leisen Sohlen hin und her. Der rote Schein des Nachtlichtes lag auf dem Heiligenbild und auf dem Kruzifix in der Ecke. Vrenili blieb dort stehen. Es schaute lange in das schmerzverzerrte Gesicht des Gekreuzigten: „Heiland, lass mich nicht Unrecht tun. Ich will auch Dir immer treu sein.“ Betend schritt es hin und her, bis die Zeit um war, da es pünktlich des Arztes Befehl ausführen konnte.

Neue Bretter auf altes Holz.

Lenz hatte im letzten Winter genug gefroren im Gspänsti oben. Auch die Mutter war krank gewesen und die Kinder hatten alle lange Zeit Husten und Fieber. Lenz kaufte Bretter und flickte so die halbverfaulten Wände. Wenn schon der Besitzer, der Hochmatt-Bauer, nichts ausbessern wollte. Lenz flickte auf eigene Kosten. Nun leuchteten auf einmal von dem brandschwarzen, sonnenverbrannten Häuschen helle Bretter. Das ärgerte die Heimatschützer im Tal. Und auch der Besuch, der diesen Herbst zu Lenz ins Gspänsti hinauf kam, ärgerte sich darüber.

Der Herr, der für drei Tage weither zu Besuch kam und mit dem Lenz in die Berge ging, war ein Architekt und war Offizier in der gleichen Kompagnie wie Lenz. Er hatte schon früher geschrieben und wollte den Lenz als Bergführer. Sie hatten noch keine zwei Sätze miteinander gesprochen, fing der Herr schon an zu schimpfen. „Aber, Lenz, was hast Du aus dem schönen, alten Häuschen gemacht! Du bist ein Rohling, ein Vandale.“ Lenz verteidigte sich. Die Wände

seien verfault. Drei Zoll lange Nägel seien ihm wie in einen Schwamm hinein geschlüpft; er hätte bald die Bretter innen und aussen mit Schrauben zusammenhängen müssen. An einigen Orten hätte er fast gar mit der blossen Faust durchfahren können. Der Architekt schaute das Gspänsti von allen Seiten genau an, wiegte den Kopf hin und her: „Diese Bauart ist uralt, das habe ich hierzuland noch nie gesehen. In Schweden und Norwegen gibts ähnliche Häuser, aber hier, das ist sicher das einzige.“ Aber schliesslich, sie wollten ja in die Berge und früh aufbrechen. Sie packten die Säcke und stiegen bergan.

Am Abend, bevor der Architekt ins Tal, ins Hotel hinunter ging, blieben sie auf einem schönen Aussichtspunkt nicht weit neben dem Gspänsti, sitzen. Vor ihnen stand ein altes Gädili mit einem Anbau. Lenz zeigte darauf: „Im letzten Winter wäre ich beinahe hieher umgezogen. Einmal wegen der Angst der Mutter und dann hätten wir in diesem Stall wohl besser Schutz vor Wind und Schnee gehabt. Wenn ich nur ein paar tausend Franken gehabt hätte. Das Gädili ist zu verkaufen. Der Bauer, dem es gehört, braucht es nicht mehr, er hat schon lange ein Zugseil und unten eine grosse Scheune.“ Der Architekt schaute interessiert auf den alten Stall. „Du, Lenz, das ist ein prächtiger Grundriss; wenn die Mauern gut sind, da könnte man etwas ganz Hübsches und Praktisches aufbauen. Wo ist da Süden, just schön dem Tal zu. Also Sonne und Aussicht auf derselben Seite, der Berg im Norden, ideal. Hier die Wetterseite, dann der Anbau, schön geschützt.“ Er sprang auf und war in ein paar Sprüngen unten. Mit wenigen Griffen hatte er die Türe aufgemacht. Er untersuchte die Mauern, die Balkenlage, das Holz. Er mass mit Scheiten Länge und Breite und wurde immer mehr begeistert. Aus dem Rucksack holte er Papier und Bleistift und zeichnete mit wenigen Strichen die Mauern, den Brunnen und dann obendrauf ein Holzhaus mit Laube und breitem Giebel. „Siehst Du, da ist die Stube, die Kammer, hier die Küche, die Stiege und oben noch vier Zimmer, das ist ein Palast, das Wasser ist da, die Zufahrtsstrasse ist nahe, die Aussicht allein ist zwanzigtausend Franken wert. Lenz, schau Dir Dein Haus an.“ Lachend hielt er ihm die flotte Zeichnung hin. Lachend nahm sie Lenz in die Hand und sagte: „Wunderbar, fehlt nur noch die Farbe, die

Blumenstöcke und ein klein wenig Sackgeld, dann können wir einziehen!“ Der Architekt klopfte ihm auf die Schulter, auf das geflickte Hemd: „Nimm diesen Entwurf mit, kannst einmal darüber schlafen, und wenn Du es dann gebaut hast, dann komme ich mit meiner ganzen Familie zu Dir einen Sommer lang in die Ferien. Behüt Dich Gott, morgen um vier Uhr am Drahtseil!“ Dann ging der städtische Freund die Matte hinunter, dem Tal zu.

Lenz schaute lange auf das schmucke Berghaus auf dem Papier, das so märchenhaft schnell entstanden war und ging dann sinnend ins Gspänsti hinüber. Merkwürdig, dachte er für sich, merkwürdig und eigenartig. Schon wieder wird mir ein Glück vorgemalt, so greifbar, wie wenn es möglich wäre. Einmal kam Vrenili so. Und jetzt wieder der Hauptmann. Und wenn ich darnach greifen will, ist alles wie Luft und verflogen. Er kam heim, trat in die Küche, da sah er den kleinen Toni, der im Küchenkasten begierig nach Brot suchte. Aber es war kein Bissen, keine Rinde mehr da.

Lenz heftete lachend die Zeichnung des Architekten an seine Zimmerwand.

Wer das Recht hat soll gewinnen.

Um andern Morgen stiegen die beiden Freunde in die Berge hinauf, blieben oben in der Berghütte übernachten. Am dritten Abend vor der Heimreise sassen sie wieder bei dem Gädili. „Lenz, das solltest Du unbedingt kaufen. Das ist ja geradezu ein idealer Punkt. Aber Du darfst nicht so ein Kistli draufsetzen. Darfst auch nicht ein modernes Gampfiross auf die alten Mauern legen. Diese eigenwillige, herrliche Landschaft hat ihren eigenen Charakter und die hier aufgewachsenen Leute haben das früher erlebt und erfasst. Sie haben nicht Häuser gebaut, die ebensogut in Amerika oder Zürich stehen könnten. Sie haben aus den Wetter- und Wintererfahrungen, aus ihrem eigenen Schönheitsgefühl, aus der Tradition heraus gebaut. Die bestehenden Holzbauten wieder um etwas verbessert, in ihrer Art verschönert. Aber sie sind in der gefundenen Linie geblieben. Jedes dieser Häuser sitzt wie aus dem Boden gewachsen in dem schönen Tal drin. Sie haben früher auch praktisch und bequem und sparsam gebaut, aber sie haben

nicht nur praktisch, bequem und sparsam gebaut, sie haben für ein schönes Haus Sinn gehabt. Von diesen Leuten muss man lernen. Die haben wohl gewusst, dass ein solides, gutes Haus, das dazu noch schön ist, mehr Wert hat und viel länger seinen Wert behält. Siehst Du, das ist klug. Ich meine nicht schön, wie es jetzt gerade die Mode und der augenblickliche Geschmack vorschreibt. Nein, ich meine schön, wie es hier dem Land gut ansteht.“ Dann zeigte der Architekt auf die schönen Häuser, die verstreut über die Wiesen und Hänge zu sehen waren. „Hier musst Du Dir einmal die Muster nehmen. Behüt Dich Gott, Lenz! Ich schreibe Dir wieder, wenn ich für einen Tag oder drei in die Berge kommen kann.“ Er bot ihm die Hand: „Und da ist noch Dein Führerlohn.“ Lenz dankte und staunte und war ganz gerührt. Das war der grösste Taglohn, den er je verdient hatte.

Wie war eigentlich diese ungleiche Freundschaft zwischen dem Architekten und dem Lenz entstanden? Das war damals im Militärdienst gewesen. Die Truppen waren tage- und nächtelang über Pässe und Ebenen marschiert, hatten im neuen Ort kein richtiges Quartier gefunden. Die Offiziere waren nervös und die Soldaten schlampig geworden. Bei solchen Gelegenheiten brauchte es nicht viel, nur eine schwache Zündung und schon spuckte der Widerstand in allen Köpfen. Man führte die Befehle aus, aber etwas lahm, etwas verbogen, ein wenig zu spät. Die Kommandos wurden schärfer, spitziger. Halblautes und deutliches Schimpfen tauchte überall auf. Irgendwo hörte man ein kommunistisches Lied. Die Gegensätze spitzten sich zu. Vorgesetzte und Soldaten verstanden sich nicht mehr. Auf dem Strohlager wurden Übernamen ausgeteilt und Parolen ausgegeben. Und einmal kam es dann zum Bruch. Der Major versammelte dann das Bataillon und donnerte die Leute an, verlas einen Befehl über Strafen und Militärgericht. Er hatte alle flotten Leistungen der Truppe vergessen und alle Fehler vergrössert dargestellt. Er drohte und schloss seine scharfe Rede mit den Worten: „Wenn einer von Euch etwas zu sagen hat, dann soll er jetzt vortreten und sich melden.“ Eisige Ruhe, lauter finstere, verbissene Gesichter. Da rief der Griesli-Lenz: „Herr Major!“ und meldete sich. Er trat ruhig vor die vielen hundert Mann und vor die Offiziere und sprach: „Herr Major, ich

will etwas dazu sagen. Ich bin der Meinung, die guten und zuverlässigen Soldaten werden nicht im Loch erzogen, sie werden nicht mit Umeinanderjagen und Plagen gebildet. Die guten Soldaten kommen aus dem Haus. Die Mehrheit von allen, die hier stehen, sind gute Soldaten, das haben wir bewiesen, das haben Sie uns schon oft gesagt. Aber man soll uns nicht unrecht den Meister zeigen. Auch im Dienst soll nicht immer der höhere gewinnen. Wer das Recht hat, soll gewinnen.“ Nach diesen mutigen Worten fand der Major wieder den richtigen Ton. Die Truppe war wieder einig und zu jedem Einsatz bereit.

Diese Stunde hat dem Lenz die Freundschaft mit dem Hauptmann gebracht.

Wie die fremden Herren langsam still wurden.

Der Besuch der Freunde brachte aber noch andere Herren in das Gspänsti hinauf. Der Architekt hatte in der Stadt von der seltenen Bauart des alten Häuschens erzählt. Nun interessierte sich eine eidgenössische Kommission dafür und kam eines nachmittags dahergereist. Die drei Herren stiegen pustend und gestikulierend den Rainweg hinauf. Ihre feinen Halbschuhe waren nicht besonders geeignet für den feuchten Dreck. Der Grösste von ihnen, der magere, lange mit dem Zwicker und dem Strohhut, war bereits umgefallen und auf einer Seite vom Knie bis zum Schulterblatt braun und nass. Sie kamen in die Stube hinein und schimpften. Mindestens zwei sprachen immer zur gleichen Zeit. Die Mutter war mit ihrer Näharbeit beschäftigt. Auf dem alten Kanapee lagen eine ganze Beige Socken und Strümpfe mit und ohne grössere und kleinere Löcher. Unter dem schiefen

Ofen standen ebenso verzierte Schuhe aller Grössen. An der Wand hingen Bilder mit zerbrochenem Glas, ein halbzerrissener Kalender, Hemden und der Karabiner. Der Lange hatte bereits seinen Strohhut und auch die Glatze an dem Deckenbalken heftig angeschlagen. Aber all dies brachte ihren Redestrom nicht zum Stillstand. Sie sprachen von Todsünden und von himmelschreiendem Verbrechen, weil das wunderschöne Häuschen aussen so fürchterlich mit neuen Brettern vernagelt sei. Der dicke Herr mit dem Bockbärtchen und der schweren Uhrkette beugte sich über den Tisch zur Mutter hinüber, fuchtelte mit den Händen wie ein Jude und sagte: „Sie wissen nicht, was das für ein Schmuckkästchen ist. Diesen Haustyp haben wir nur mehr in alten Holzschnitten, in den Archiven vorhanden. Und hier ist das einzige Exemplar und sie verschandeln es auf diese rohe Art. Ich werde eine Eingabe an den Bundesrat machen, das Haus muss renoviert und unter Bundesschutz gestellt werden, dafür werde ich sorgen.“ Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, dass der Fingerhut und die Hosenkнопfe hoch in die Luft sprangen und auf den Boden fielen. Dann gingen die Herren mit gezücktem Bleistift und messend um das Häuschen herum. Nachher musste die Mutter mit ihnen in alle Kammern hinaufsteigen. Sie wollten die Konstruktion bis zum obersten Balken aufzeichnen. Vor dem Giebelzimmer machte die Mutter halt. „Hier kann man nicht hinein.“ Aber die Herren liessen sich nicht abweisen. Hier unter dem Dach sei gerade das Wichtigste, das Interessanteste, wahrscheinlich eine vollständig verloren gegangene Konstruktion.

Die Mutter wurde nach und nach so eingeschüchtert, dass sie auch hier öffnete, trotz ih-



Die Herren frugen, was diese Kreuze zu bedeuten habe.

Die Herren frugen, was diese Kreuze zu bedeuten habe.

Die Mutter wurde nach und nach so eingeschüchtert, dass sie auch hier öffnete, trotz ih-

rer grossen Angst. Sie traten in eine grosse, vom Rauch geschwärzte, leere Kammer. Drei Kreuze waren in die Balken geschnitten. Die Herren frugen, was das zu bedeuten habe. „Das hat der Lenz gemacht nach einer schweren Sturmnacht, aber es hat auch nichts genützt.“ Solche Andeutungen stachelten die Neugierde der Herren. Schliesslich interessierten sich die Herren mehr um die Spukgeschichte als um die Konstruktion. Es kam so weit, dass alle drei in der Stube sassen und der Mutter zuhörten, die ihnen von der alten Geschichte erzählte: „Vor hundert und hundert Jahren muss hier ein reicher Bauer gesessen haben, ein wilder, unbändiger Kraftmensch, der lange Zeit in fernen Ländern gelebt hatte. Er kam zurück in seine Heimat, brachte einen dunkelhäutigen Knecht und zwei fremdartige Mägde mit und lebte hier abgeschieden. Drüben im Turmhaus, das schon vor langer Zeit abgerissen worden ist, soll damals ein reicher Herr geherrscht haben. Die beiden waren vielleicht schon im Ausland irgendwo und irgendwie zusammengelassen, sie lagen seit Jahren in heftigem Streit. Ob Viehmarkt oder Landsgemeinde, bei jeder Gelegenheit kam Hass und Rache dieser beiden zur Geltung. Die Talleute fürchteten lange, es könnte ein böses Unglück daraus entstehen. Und wirklich, an einem Sonntag ging die Klage durch das Land, dem Herr im Turmhaus sei die jüngste, die schöne, kaum zwanzigjährige Tochter verschwunden. – Ein gutes Mädchen, lieb mit den Armen und wohlthätig. Das ganze Tal geriet in Aufregung. Leute meldeten sich freiwillig beim Turmherrn. Die Regierung und das Gericht wurden aufgeboten. Nirgends fand man eine Spur. Nur eine Kräuterfrau wollte hier in der Nähe des Mädchens Stimme gehört haben, fürchterlich weinen und schreien. Die hohe Gewalt liess das Haus hier auf dem Hohegg umstellen, wollte den Mann vor Gericht nehmen. Aber in der Sturmnacht vorher, da kein Mensch sich in den entsetzlichen Wind und Schneeriesel hinaus wagte, muss er, so erzählte man früher, das Mädchen umgebracht, in einem Sack über den Berg getragen und im inneren Tal in den wilden Bach versenkt haben. Er wurde dann doch gefangen. blieb lange eingesperrt. Aber niemand konnte ihm Genaues beweisen.“

sen. Nach seinem Tod aber, in einer bösen Sturmnacht, sind die zurückgebliebenen Leute aus diesem Haus geflohen. Lange blieb es leer stehen. Arme Leute haben dann darin gewohnt. Das Häuschen ist in den vielen, vielen Jahrzehnten verfallen. Aber heute noch, wenn der kalte Föhn über das Hohegg fällt, kommt der Geist des Mörders und poltert und wütet im Giebelzimmer. Dann hören wir die Schreie aus Todesangst. Ihr Herren, ich sage Euch, wenn es jetzt gegen Mitternacht zugeht und der Winterwind durch die Wände hindurch unsere Kerze auf dem Tisch ausblasen würde. Weiss der Herrgott, Ihr würdet nicht mehr lange in dem Häuschen sitzen, das Ihr so gerühmt habt.“

Die Kommission verabschiedete sich bedeutend schweigsamer und ruhiger, als sie gekommen. Das Gspänsti wurde nicht renoviert und auch nicht unter Bundesschutz gestellt. Aber im ganzen Tal wurde von diesem Besuch der Kommission von Bern gesprochen. Das Gspänsti kam wieder in der Leute Mund, die alte Sage wurde wieder überall erzählt. Sogar an der Äplerkilbi wurde auf dem Dorfplatz davon berichtet, dass die armen Leute hierzuland in den wertvollsten Häusern sitzen. Und der Hohegg-Bauer verlangte ab Martini mehr Zins vom Lenz.

Mitten im Tanz und Dulidulidu ...

Vrenili war nicht mehr viel daheim auf dem Hinterbühl. Nachdem es den Brunnen-Thade gesund gepflegt hatte, war es kaum eine Woche zuhause. Da hat man so dringlich, es möge doch auch um Gottes Willen zu dem kranken Kind ins Hintereggli kommen. Von dort rief man das Vrenili zu einem schweren Patienten ins Dorf. Das gute Mädchen konnte nicht nein sagen. Es blieb wischen zwei Pflegen wohl selten eine Woche zu Hause. Jedesmal war die Not so gross und nirgends jemand zu bekommen, dass auch die Eltern dazu ja sagen mussten. Die Mutter im Hinterbühl freute sich ehrlich, dass ihr Vrenili als Pflegerin so geschätzt und begehrt war, und dass es dabei so vielen Leuten helfen und beistehen konnte.

Vrenili ging gerne auf Pflege. Es war lieber in einem armen Hüttli als im schönen Haus daheim. Elsi war seit seiner langen Abwesenheit noch kälter und hochmütiger geworden. Seitdem sein Schatz mit einem Auto auf den Markt in die Stadt fuhr und zum Kiltten kam,

wusste es nicht mehr, wie hoch es seine Frisur tragen sollte. Der Vater war zwar lieb und freundlich mit ihm. Er hatte auch oft gesagt, wie sehr er unter der Langezeit gelitten habe. Aber wenn er im Gespräch mit der Hand über seine schlecht vernarbte Schramme am Kinn fuhr, wurden seine Züge wieder finster.

Der neue Beruf brachte dem Vrenili viel Befriedigung und manche stille, innere Freude. Er brachte ihm aber auch das, was sein Herz am meisten ersehnte und so bitter notwendig brauchte, dann und wann ein paar Augenblicke Zusammensein mit dem Lenz. Wenn es in seine Arme fliehen konnte, dann war ihm, als ob es in den Himmel hinein fliege. Ob so ein Zusammensein im raschelnden Herbstwald oder im verschneiten Wald war. Zeit und Ort, Nässe und Kälte verloren sich, wenn es seine Nähe spürte und seinen Worten zuhörte. Lenz sagte einmal zu ihm: „Vrenili, ich kann Dir nichts bieten, ich kann Dir keine Geschenke machen, kann Dir keine glückliche Zukunft versprechen, kann Dir kein Heim anbieten, nicht einmal ein Dach für unser Zusammensein. Aber das kann ich Dir sagen, so wie ich Dich gern habe, so wie ich nur Dich gern habe, so wird Dich nie im Leben jemand lieben.“ „Ich hoffe es, und weiss es, Lenz“, flüsterte Vrenili und schmiegte sich ganz eng an ihn. Und einmal, da er nach tausend Möglichkeiten und märchenhaften Aussichten gefahndet hatte, sagte er: „Oh, wenn ich könnte, ich würde Dir ein Häuschen bauen, weitab von den Menschen, ganz nach Deinem Willen, und einen Garten mit Blumen, Du könntest in der Sonne sitzen, und, und ...“ Vrenili verschloss ihm den Mund: „Lass das, Lenz, mir ist das so wenig wichtig. Wir wissen beide nicht, was Gott mit unserer Liebe vorhat. Lassen wir ihm das Geheimnis. Ich bin zufrieden, dass er mir Dich geschickt hat, dass wir einander treu sind und uns so lieb haben. Wenn ich bei Dir bin, dann vergesse ich die ganze Zukunft und alles was vergangen ist.“ Und Lenz vergass es dann auch.

Während der Fastnacht war Lenz nirgends zu sehen. Vrenili pflegte eine arme Frau, die in einem weitabgelegenen Häuschen lag und deren viele Kinder ihr und ihm fast keine Ruhe liessen. Aber Elsi ging, oder

besser gesagt fuhr mit seinem Schatz zum Tanz ins Dorf. Wenn es hochaufgerichtet wie ein Dragoner, im schillernden Kleidchen, wie eine Märchenfee, mit einem Gesicht wie eine beleidigte Hofdame, mit dem reichen Bauerssohne am Arm in die Tanzdiele hinausschritt, dann schauten die Leute auf. Es kassierte die staunenden Blicke ohne Lächeln. Es merkte nicht, wie die verschmähten Burschen tuschelten, hörte nicht, wie sie seinen Übernahmen den Wänden nach weitergaben.

Dulidulidu macht s'Klarinett, brummbah, brummbah, brummbah die Bassgeige, Handorgel und Trompete, Getrampel und Jauchzen, Staub und Hitze, Schwitzen und Lachen, Zutrinken und Plagieren, alles zur gleichen Zeit, alles im gleichen Saal. Fahmentücher und Girlanden hängen von der Decke in den Tabakqualm hinein. Erhitzte Gesichter kommen vom Tanz.

Auch der Brunnen-Thade ist da. Er will den Dorfleuten und Bauern zeigen, was für ein Kerl er ist. Vor Monaten todgesagt und aufgegeben. Nun sitzt er bei den Jassern mitten im Trubel und Gewoge. Immer wieder giesst er von dem schweren Wein in seinen roten Kopf hinein. Bärbeissig kritisiert er die Spieler. Ja, er wird so übermütig und breitspurig, er will seine alten Beine noch zum Tanze zwingen. Da sollen sie nur schauen, die faulen Buben, die zimperlichen Mädchen, was für ein Kerl er ist. Er holt sich ein blutjunges Ding, ein keckes Bauernkind mit stämmigen Armen und feurigen Blicken zum Tanz. Er geht mit ihm zwischen den Tischen durch, wie ein Landammann zwischen den Weibeln. Er freut sich, dass die Leute grosse Augen machen. Vorsichtig setzt er zum Walzer an, wie ein Fähnrich streckt er die Hand in die Höhe. Das Mädchen nimmt ihn rassig mit und lacht ihm eine ganze Tonleiter ins Ohr. Dann wirbelt es wie toll ringsum. Es will ihm die Tanzlust im ersten Mal abstellen. Sie puffen und stossen und verschwinden im dicht gedrängten Kräuel.

Aber was ist das? Die Paare stocken. Die Trompete setzt aus. Ein Schrei, ein Rufen, es bildet sich ein Kreis in der Mitte. Dulidulidu ... und aus ist die Musik mitten im Tanz. Der Brunnen-Thade liegt am Boden. Die Jungen wollen davon, die Alten drängen herzu. Aus dem dichten Gedränge hört man nach dem Arzt rufen, nach dem Pfarrer. Der Wirt kommt aus der Küche gerannt, drückt sich in die Leu-

te, bahnt sich einen Weg, ruft: „Dem Doktor telefonieren!“ Der Handörgeler packt sein Instrument ein. Die Leute schauen sich verlegen an. Da und dort greift einer nach dem Hut, führt seine Frau hinaus an die Luft. Sie tragen den Thade, dessen Gesicht plötzlich so grau und gelb geworden, in ein Zimmer hinauf. Dort kommt zuerst der Pfarrer und dann der Arzt zu spät.

Lange vor Mitternacht ist der Saal leer. Halbgeleerte Gläser, halbgerauchte Stumpfen bleiben auf den Tischen. Kellnerinnen räumen auf. Die Girlanden schaukeln im Luftzug der geöffneten Fenster.

So ein Osternest.

Noch war der Waldboden vom jüngst da gelegenen Schnee durchtränkt. Nur die obenauf liegenden Buchenblätter kringelten sich in der Sonnenwärme. Da und dort gafften zarte Blaublümchen aus dem Laub. An den Zweigen zeigte sich das helle Grün der neuen Blätter.

In der Holzerhütte ennet dem Wasserfall kamen Lenz und Vrenili am Sonntag zusammen. Er hatte von Vrenili schon anfangs der Woche einen Brief bekommen und hatte bei der Muttergottestanne die Antwort unter den Stein gelegt. Während der Wartezeit hatte Lenz die alte Rindenhütte ringsum mit frischem Tannengries geschmückt und auch einen Sitzplatz für das Vrenili zurechtgemacht. Vrenili hatte ein Päckchen mitgebracht, das es mit grosser Sorgfalt unter dem Arm behielt, auch während der freudigen und stürmischen Begrüssung. Lenz wollte wissen, ob es ein Zabig mitgenommen, oder was da in dem fest verschnürten Papier enthalten sei. „Rat einmal“, sagte Vrenili, „rat nur, Du wirst es nie finden.“ Lenz zählte alles auf, was irgendwie so gross sein konnte, Wurst und Brot und Guggelbein, ein Buch, ein Hemd.

Vrenili schüttelte lachend den Kopf: „Du wirst es nie erraten.“ Er wollte es in die Hand nehmen, abtasten und wägen. Vrenili gab es ihm nicht. Er begann von Neuem zu raten. Immer falsch. „Rate weiter, es ist für Dich.“ Lenz studierte und wollte es ihm entreissen. Aber Vrenili war flinker. Auf einmal wurde Vrenili ganz ernst und feierlich. „Jetzt musst Du vor die Hütte hinausgehen, musst um die ganze Hütte herumgehen und

hören und Ausschau halten, ob niemand kommt. Und wenn Du ganz sicher bist, ganz sicher, dann kannst wieder hereinkommen, dann zeige ich es Dir.“ Lenz wollte nicht gehen; hier komme doch wochenlang kein Mensch daher, erst recht nicht an einem Sonntag. Aber er gehorchte. Vrenili hörte ihn ringsum gehen, hinauf und hinunter. Es legte das Paket auf seine Schürze, öffnete die Schnur und das Papier und deckte alles wieder mit den Schürzenzipfeln zu. Lenz kam herein. „Rat noch einmal!“ „Einen Lebkuchen“, sagte Lenz. „Beinahe“, lachte Vrenili und hielt die Schürze offen hin, „nimm, Lenz, nimm so viel Du willst!“ Lenz blieb erstarrt stehen, so steif wie eine heilige Brunnenfigur und stierte in die Schürze hinein: „Geld?“ sagte er endlich und rührte sich nicht, „Geld, so viel Geld!“ „Nimm, nimm, Lenz, das habe ich Dir gebracht.“ Vrenili drehte sich um und leerte alles auf seinen grünen Sitzplatz aus, „komm, schau, so komm doch!“ Da lagen Hunderternoten, Tausendernoten, Gülten und Wertschriften, ein ganzes Häufchen hübsch eingerahmt von jungen Tannegriesästchen. Lenz konnte sich nicht erholen. Da waren Geldsorten, die er noch nie gesehen hatte. Vrenili legte beide Arme um den Hals des verblüfft Dastehenden, kam mit seinem Mund ganz nahe an sein Ohr und raunte ihm zu: „Lenz, das habe ich Dir gebracht, und jetzt musst Du mir schön gehorchen und alles tun, was ich mir ausgedacht habe.“

Vrenili und Lenz liessen das viele Geld im grünen Osternest liegen, setzten sich zusammen auf den kleinen Tisch und nun entwickelte Vrenili seinen Plan. „Du hast mir doch erst kürzlich wieder gesagt, dass der schöne Wald vom Tobel bis zu den hohen Flügen zu kaufen sei, weil die drei Brüder, denen der Wald gehört, Streit haben. Jetzt gehst Du hin, kaufst den Wald, nimmst eigene Holzer an und machst Dich selbständig. So kannst Du Holzhändler werden und wir können heiraten.“ Lenz blieb stumm. Vrenili fuhr ihm mit der Hand über das Gesicht: „Mach doch nicht solche Runzeln, Lenz, freu' Dich doch! Gott hat unserer Liebe geholfen. Der Onkel Thade hat doch gehalten, was er mir immer versprochen hat; er hat sein Testament doch nicht zerrissen, wie er immer drohte; jetzt nimm und schau, dass Dir nicht ein anderer den Wald wegschnappt.“ „Himmel, das ist der schönste,

schlagreife Wald, den ich kenne, aber das geht doch nicht. Ich kann doch von Dir nicht Geld annehmen, Vrenili, das wäre un- gut.“ Aber Vrenili lachte nur: „Siehst Du, das ist dann nicht mehr dein Geld, ist auch nicht mehr mein Geld, es ist und bleibt ein- fach unser Geld, Lenz.“ Er wehrte sich lan- ge, nicht aber gegen die lieben Küsse und Zärtlichkeiten, auch nicht gegen die herrli- chen Zukunftspläne, die nun plötzlich so wunderbar und in die Nähe gerückt kamen. „Hast Du so viel Vertrauen zu mir, hast Du mich so lieb, Vrenili?“

In diesen kurzen Stunden in der alten Holzerhütte hat ihnen das Leben an Glück zurückgegeben, was sie so unendlich lange entbehrt und so weh gelitten hatten.

Wie Vrenilis Kleider nass und trocken werden.

Nicht nur im Hinterbühl, überall im Dorf und im ganzen Tal wurde die Meldung im Amtsblatt, der Griesli-Lenz habe den Tobel- Wald gekauft, mit Staunen und mit Aufre- gung diskutiert. Der Familie im Gspänsti wurden wieder alle bösen Namen ange- hängt, Hungerleider und Schuldenpack. Aber doch konnte niemand mehr richtige Forderungen vorweisen. Noch einmal durcheilte eine solche aufreizende Nach- richt das Tal. Der Griesli-Lenz habe das Gä- dili und ein Stück Rain dazu gekauft. Die Hochmatt-Bäuerin kam mit dem noch fast nassen Amtsblatt ins Gspänsti hinüber zur Mutter und stellte sie zur Rede. „Unserein stellt man nicht ein einziges Mal eine Tasse Kaffee auf und hat hinterrücks so heim- lifeiss Geld wie Heu.“ Die Mutter erschrak fürchterlich. Sie hatte doch schon so lange Nächte durchgewacht und gesorgt, weil der Lenz ohne jede Vernunft sich in solche Un- ternehmungen einlasse. Sie wisse nicht Be- scheid. Der Architekt aus der Stadt sei wie- der dagewesen, fast eine ganze Woche lang, jeden Tag. Und seitdem habe der Lenz sol- che unglückliche Ideen im Kopf. Die Bäue- rin fragte und bohrte, wollte noch mehr er- fahren, aber doch hatte sie es wieder eilig, heimzugehen und zu erzählen, dass der fremde Offizier dahinterstecke und der Lenz nur der Strohmann sei.

Die Tatsache aber, dass Lenz mit vielen Leuten im Tobel-Wald auf eigene Rechnung

Holz schlug und dass er das schönste Bauholz auf die Seite schaffte, diese Tatsache war nicht mehr zu übersehen. Auch über die fremden Lastwagen staunten die Leute, die aus dem Tobel-Wald immer wieder grosse Fuhren Hochstämme brachten und damit ins offene Land hinausfuhren. Den Lenz konnte man nicht gut selber fragen, man sah ihn nie im Dorf, man hätte schon direkt zu ihm ins Gspänsti hinauf oder gar zu oberst in seinen Wald hinauf gehen müssen.

Die Mutter hatte nicht gelogen. Der Archi- tekt war dagewesen. Er war daran schuld, dass Lenz den alten Gaden gekauft hatte. Er war der Mann, der die Hochstämme mit den Lastwagen im Tobel-Wald abholen liess. Er hatte dem Lenz Geld gegeben für den Kauf am Rain und liess sich nun mit dem einjährigen Bergholz bezahlen. Aber seine Pläne gingen noch weiter. Das neue Haus auf den alten Mauern hatte ihm in der Stadt bei der Arbeit keine Ruhe mehr gelassen. Er wollte sich ein Ferienhaus bauen in dieser Gegend. Aber von seinen vielen reichen Bekannten her wusste er, dass solche Häuser in den Bergen oder am See, wenn sie fast zehn Monate im Jahr un- bewohnt waren, allen Gefahren ausgesetzt sind. Auf den Lenz, das wusste er, konnte er sich verlassen. Wenn er für den Lenz baute und er einige Zimmer für sich behielt. Oder wenn der Lenz nach seinen Wünschen bauen würde und er ihm für die Ferienzeit einen net- ten Jahreszins vertraglich zusicherte. Die Mauern waren vorhanden, das Holz konnte der Lenz aus dem eigenen Wald nehmen. So weit gingen die Pläne. Die Mutter wusste da- von und fürchtete sich davor. Jetzt, da endlich die drückenden Schulden mühsam abbezahlt waren, jetzt, da die Kinder schon bald verdie- nen konnten. Ausgerechnet jetzt musste Lenz solche gefährliche Abenteuer unternehmen. Wenn aber in bösen Sturmnächten wieder die Spuk-Angst auf ihr Herz zukam, dann freute sie sich geradezu übermütig an dem Gedan- ken, einmal in ein anderes Häuschen einzie- hen zu können.

Nein, die Mutter musste man nicht ausfra- gen. Sie konnte so vorsichtig Antworten geben wie ein Advokat. Und schweigen konnte sie, wie eine zehnfach verschlossene Truhe. Sie sagte auch kein einziges Sterbenswörtchen davon, dass einmal das Vrenili vom Hinter- bühl da, bei ihr in der Stube gesessen war. In

ihren eigenen alten Kleidern da, auf dem Stuhl gesessen hatte. An einem Sonntag gegen Abend vor wenigen Wochen. Und wie sie daher gekommen waren, der Lenz und das Vrenili. Ja, das war eine eigene, interessante Geschichte, die sich zu erzählen schon lohnt: Gehen die Beiden am Sonntag seelenvergnügt in den Wald. Lenz sagt immer in Deinen Wald und Vrenili sagt auch in Deinen Wald und sie einigen sich dann darauf, unseren Wald zu sagen. Jede schlanke Tanne, jedes kunstgerecht geschlagene Holzerkreuz im Strunk muss natürlich bewundert werden. Sie verspäten sich bei dem Geplauder und Gezwitscher und entdecken erst zur Zeit, da Vrenili hätte zuhause sein sollen, dass es auf den Abend zugeht. Vrenili erschrickt und ist untröstlich. Lenz weiss eine Abkürzung, die eine halbe Stunde Weg erspart. Nur müssen sie dabei über den Wasserfall-Bach ohne Brücke hinüber. Natürlich lässt der Lenz nicht zu, dass sein Vrenili sich die Schuhe nass machen könnte. Er nimmt es auf die Arme und es hängt sich ihm nicht ungerne an den Hals. So trägt er es von Stein zu Stein über den wildschäumenden Bach. Ein Stein dreht sich unter seinem Schuh, er will springen, gleitet aus und fällt mit samt dem Vrenili in das grosse Wasserloch. Bis er sich selbst wieder aufgerichtet hat, ist Vrenili vollends untergetaucht. Er kann es nur als flotschnasse Maus herausziehen. Was nun? So kann Vrenili nicht heimgehen oder an bekannten Leuten vorbei. Lenz nimmt sein Vrenili bei der Hand und geht mit ihm unter den hohen Flühen durch, den schmalen Weg heim ins Gspansti.



So trägt er es von Stein zu Stein.

Wie sie auf das Haus zugehen, hüllt sie der Abendnebel ein. So kommt er mit Vrenili zum ersten Mal zur Mutter. Was die für Augen macht. Die Haare hangen dem Mädchen nass in die Stirne, das Mieder klebt an seiner Brust, die Schuhe flotschen.

Was werden da in der grossen Aufregung für Vorschläge gemacht. Ins Bett legen, Wärmeflaschen, Wolldecken, Teetrinken, Schnaps. Aber Vrenili bittet die Mutter lachend, sie solle ihm etwas von ihren Sachen zum Anziehen geben, es wolle dann seine Kleider schon selbst trocknen, und davon lässt es nicht ab. – Lenz schneidet Späne, zündet Feuer an im Herd. Die Mutter rüstet das Bügeleisen und macht hastig überall Ordnung, die Kinder gaffen und lutschen am Finger. Bald hängen Hemd und Unterwäsche, Rock und Mieder über dem Herd und Vrenili sitzt am Tisch in Mutters schönstem Kleid. Wie eigenartig kommt das dem Lenz vor. Vrenili sieht aus wie eine

Frau. In Kleidern, die er hier in der Stube immer gesehen hat. Und doch ist es das Vrenili. Jetzt steht es noch auf, bläst die Glut an im Bügeleisen, legt eine Decke auf den Tisch und fängt an, seine Wäsche zu bügeln. Zischend steigt der Dampf auf. Hurtig gleitet das Eisen über das Linnen. Lenz finden kaum Worte zu diesem schönen Bild. Die Mutter richtet Tee und ein Abendbrot. Sie sitzen zusammen am Tisch. Aus der Küche kommt der Rauch und der Geruch von nassem Zeug. Vrenilis Füsse stecken in des Buben Holzschuhe. Mit diesen poltert es über den rauhen Boden, wie wenn es schon immer hier ein- und ausgegangen wäre. „Warum bist Du so schweigsam, Lenz?“ fragt Vrenili. Er geht zu ihm hin, er will es vor

den Kindern nicht sagen: „Weil ich so glücklich bin.“

Wie der Vater tobt ...

Nach dieser Zeit, bekam der Lenz einen Brief vom Vrenili. Er solle am Mittwoch abend nach dem Nachessen ins Hinterbühl zum Vater kommen. Es habe sich etwas Furchtbares ereignet. Lenz konnte nicht so lange geduldig warten. Er wollte nicht eine weitere Nacht im Ungewissen leben. Er ging schon am Abend vorher zur Muttergottestanne ob dem Hinterbühl und steckte dort eine brennende Kerze auf. Dieses Zeichen hatte doch Vrenili immer von seinem Zimmer aus gesehen. Aber er wartete vergebens. Noch eine Nacht und ein langer Tag ohne eine andere Nachricht, ohne ein Zeichen, was denn vorgefallen sei. War Vrenili verunglückt und halbtot im Bett oder im Spital? Lenz war seit seiner „Uifestiigete“ nie mehr im Hinterbühl gewesen. Und nun plötzlich diese Einladung zum Vater zu kommen.

Lenz ging am Mittwoch schon früh von der Arbeit heim. Er zog sein bestes Gewand an, seinen schönsten Hut. Aber er steckte nur ein ganz kleines Griesli darauf, das kaum unter dem Hutband hervorschaut.

Mit klopfendem Herzen kam er auf das Haus zu. Die schwere Türe mit den vielen schmiedeisernen Nägeln stand weit offen. Er klopfte an der Stubentüre. „Herein!“ Hinter dem Tisch sass der Vater ganz allein. Lenz sah den Ernst in seinem Gesicht, sah auch die Schramme am Kinn, die röter war als die bleiche Haut. „Guten Abend, Herr Gemeinderat!“ sagte Lenz und blieb stehen. Der Vater zeigte ihm mit einer kurzen Handbewegung, wo er sich an den Tisch setzen solle und eröffnete ihm in knappen Worten, dass seine Tochter das Geld aus dem Erbe des Onkel Thade nicht, wie er befohlen habe, auf der Bank angelegt, sondern, wie er eben höre, ohne sein Wissen ihm zu Spekulationszwecken ausgehändigt habe. Er habe mit seiner Tochter gesprochen. Sie habe alles eingestanden. Sie sei volljährig und könne über ihr eigenes Vermögen nach eigenem Willen verfügen, so stehe es im Gesetz. Er, als Vater aber, fühle sich verantwortlich dafür, dass seine Tochter nicht leichtsinnig mit solchen Vermö-

genswerten umgehe. Ob er, der Lenz, zugebe, dass er das Vrenili zu diesen Spekulationen verlockt habe. Lenz gab zu, das Geld für den Waldkauf angenommen zu haben, verschwieg aber, dass er erst auf das heftige Drängen Vrenilis zu diesem Unternehmen einverstanden war. „So“, sagte der Vater trocken, „das ist aber nicht alles. Entfernte Verwandte, die auswärts wohnen, haben das Testament angefochten. Das Gericht hat nun verlangt, dass bis zum Urteil die umstrittene Erbsumme mit Franken und Batzen und jede Gült hinterlegt wird.“ Dem Lenz fuhr es wie ein Blitz durch den Kopf und in die Brust hinab. Er blieb regungslos sitzen und starrte auf die Tischplatte. „Was sagst Du jetzt dazu?“ fragte der Vater hinter dem Tisch. Lenz blieb stumm. „Red jetzt, Du hast wohl auch schön reden können, bis Du das Geld gehabt hast.“ Lenz fühlte ein heftiges Würgen in der Kehle. Die Versuchung stieg in ihm hoch, alles der Wahrheit nach zu erzählen und sich reinzuwaschen. Während seine Gedanken miteinander im Kampfe lagen, hörte er den Vater sagen: „So sind sie die Herren Gauner, wenn es dann schief geht, dann bleiben sie stumm. Sag Deine Meinung!“ Lenz schaute auf. Nur ein kurzer Augenblick lang kam ihm der Zorn in die Adern, nur solange bis er spürte, wie sein Kopf vom Hals her rot wurde. Dann fragte er ruhig: „Kann das Gericht so spät noch das Hinterlegen jeder einzelnen Gült verlangen? Diesen Entscheid kann man wohl auch anfechten, so gut wie das Testament.“ Der Vater schaute verblüfft auf. Diese Antwort hatte er nicht erwartet. Lenz nahm unterdessen sein dickes Notizbuch aus der Tasche, das seine ganze Buchhaltung enthielt. „Der Wert des Geldes, der ist immer noch da. Ich habe mit dem Geld bis jetzt nicht schlecht gearbeitet. Es ist wohl jetzt schon bedeutend mehr da.“ Lenz stand auf, legte sein Rechnungsbuch offen auf, beugte sich über den Tisch und erklärte dem Vater seine Holzschläge, seine Lieferungen, seine Forderungen, die Löhne und zeigte auch den kleinen Holzerlohn, den er bis jetzt für sich genommen. Er zeigte auf eine vordere Seite im Buch: „Den Wald habe ich so nicht zu teuer bezahlt, das könnt Ihr selber bewerten.“ Der Vater musste sich jetzt doch herbeilassen, in das Notizbuch hineinzuschauen. Nachdem er dann die ordentlichen Zahlen verglichen und ein paar Mal „mmh“ und „so“ gemacht, wagte

Lenz zu sagen: „Ich habe nicht für mich gearbeitet. Ich habe in Vrenilis Wald und für Vrenilis Vermögen geschafft und bin immer bereit, das zurückzugeben, wenn das Vrenili es zurückverlangt.“ Der Vater zuckte hoch, da Lenz das Wort Vrenili so bestimmt und scharf aussprach. Aber dann versenkte er sich wieder in die Zahlen. „So ist also nicht alles verloren, wie ich gedacht habe“, meinte der Bauer etwas versöhnlicher. Und der Lenz gleich darauf: „Wenn Ihr die Zahlen richtig zusammenstellt und zählt, dann seht Ihr selbst, dass da allerhand gewonnen ist.“

Der Vater lehnte sich zurück, verschränkte die Arme, schaute mit durchdringendem Blick dem Lenz in die Augen: „So, und wie kannst Du jetzt das Geld herbringen und hinterlegen?“ Lenz setzte sich auf den Stuhl: „Das kann ich nicht.“ Dann brach die ganze zurückgehaltene Wut aus dem Bauer aus: „So, das kannst Du nicht. Aber an den Häusern hinaufklettern kannst Du. Mit den Schuhnägeln einem im Gesicht herum trampeln kannst Du. Dem Mädchen den Kopf verdrehen kannst Du. Das Geld hinter des Vaters Rücken herausschwindeln kannst Du. Was kannst Du noch?“ Lenz sah dem Vater in seinem fürchterlichen Zorn hart ins Gesicht. Er fühlte, wie ihm die Beleidigungen wie Faustschläge ins Gesicht führen. Nur jetzt nicht brüllen oder flennen. Er sah in Flimmer vor seinen Augen Vrenilis liebes Gesicht, ganz nahe vor sich und so lieb, als ob es ihn bitten wollte, jetzt nicht böse zu werden. Er grub sich in seiner Faust die Fingernägel in die Handballen und sagte schliesslich: „Arbeiten kann ich. Zu meinen Worten stehen kann ich. Eine arme Familie durchschleppen kann ich.“ Der Vater steht von der Bank auf, stemmte die Fäuste auf die Tischplatte und wollte losbrüllen. Lenz sprang auch auf, sein Stuhl fiel hintenüber. Doch, als ob dem Vater plötzlich ein neuer Gedanke gekommen sei, sagte er: „Lenz, geh jetzt, sonst gibts ein Unglück. Geh, ich gebe Dir wieder Bericht.“ Lenz drehte sich um. In der Türe schaute er noch einmal zurück und sagte: „Also, gut Nacht.“ Dann ging er aus dem Haus, in die Nacht hinein. In tiefen Zügen nahm er die kühle Nachtluft in sich auf. Mit festen Schritten ging er den Weg hinab. Wild wirbelten ihm die Gedanken im Kopf. Und irgendwie war eine Freude dabei,

darüber, dass er seinen Zorn hatte meistern können.

Ennet dem Dorf, wo der Weg am Wald vorbei gegen das Gspänsti hinauf geht, blieb er stehen, nahm den Hut ab, warf das winzige Tanngriesli weg und steckte sich ein neues auf, ein grosses, das drei Zweigli über den Hutgupf hinaustreckte. Am Weg hinauf sagte er laut vor sich hin: „Und wenn auch, was ich Schönes mit dem Vrenili erlebt habe, ist jeden Kampf wert. Und seine Liebe lebt weiter, das weiss ich gewiss.“ Leichter und schneller schritt er bergan.

Und wie die Mutter hilft.

In der Stube im Gspänsti brannte noch die Lampe. Da er das Licht hinter den schiefen Fenstern sah, wurde ihm die ganze Armseligkeit seiner Familie und Wohnstatt wieder bewusst. Sollte nun alles nur ein Traum gewesen sein? Sollte er wieder hier, ohne jede Hoffnung auf eine bessere Zeit, weiterleben? Und plötzlich dachte er auch: „Was soll nun morgen sein? Kann ich noch in den Wald? Oder muss ich meine Holzer heimschicken?“

Lenz trat in die Stube ein. Die Mutter sass wie immer am Abend über ihre Näharbeit gebückt. – Sie hatte kaum Zeit aufzublicken und ihn zu begrüssen. Lenz setzte sich auf einen wackeligen Stuhl, überall lagen und hingen fertige und halbfertige Überkleider. Eine hölzerne Lokomotive, die er einmal für Tonili gezimmert hatte, lag kaputt am Boden. Die Lampe russte. Soll es nun immer so bleiben? Er stützte die Ellbogen auf die Knie, verschränkte die Hände und starrte auf den Boden. Die Mutter schaute einige Mal verstohlen zu ihm hinüber, sagte aber nichts. Nur ihre Lippen bewegten sich unaufhörlich. Lenz, der starke, stämmige Lenz, der beste Holzer weit im Tal, der waghalsige, unerschrockene Kerl, weinte. Aus seinen weit offenen Augen kamen Tränen, fielen auf seine Hände und auf den schmutzigen Boden hinab: „Mutter, mir geht es schlecht.“ Die Mutter legte die Arbeit vor sich auf den Tisch. Sie, die ihm immer abgeraten, die immer gewarnt und schwarz gesehen hatte, sie tröstete jetzt ihren grossen Sohn: „Du darfst das Vertrauen nicht verlieren. Wer hat uns in unseren bösesten Zeiten geholfen, hat uns Schritt um Schritt aus den Schulden und der Schande hinausgeführt? Der liebe Gott! Der hat es gegeben, der kann es auch

wieder nehmen. Er kann uns an einem Tag reich machen oder bettelarm. Musst alles ihm überlassen. Aber das Vertrauen auf seine Güte und Liebe und Barmherzigkeit darfst nicht verlieren, Lenz. Er hat Dir ein übergrosses Glück zugemessen. Jetzt will er schauen, ob Du dem gewachsen bist.“ Solche Worte hatte Lenz nicht erwartet. Er hatte geglaubt, sie werde ihm sagen, dass sie immer dagegen gewesen sei, er solle jetzt schauen, wie er allein fertig werde. Und trotzdem hatte er mit ihr reden müssen, hatte alles sagen und erzählen müssen. Weil er mit so viel Unglück einfach nicht mehr allein fertig werden konnte. Nun vernahm er solche Worte.

Diese abgehärmte, vom Leiden und von der zuvielen Arbeit früh alt gewordene Frau bewies mehr Lebensmut als der junge, kraftstrotzende Mann, zeigte eine unerschütterliche, innere Kraft. Lenz war um diese unerwartete Hilfe unendlich froh. Er zog seinen Stuhl an den Tisch, ergriff der Mutter müde Hände und deckte sie in seine breiten Prätzen ein. Ein Gefühl von heisser Dankbarkeit strömte in seiner Brust. Er fragte: „Und morgen, was meinst, Mutter, was soll ich morgen tun? Soll ich in den Wald gehen, in meinen, in Vrenilis Wald?“ Sie überlegte nicht lange. Schlicht und einfach legte sie ihre Meinung dar: „Du hast nichts zu verstecken. Geh in den Wald und schaffe so weiter, wie wenn nichts geschehen wäre. Arbeit so, wie wenn Du der Verwalter vor Vrenilis Gütern wärest, weisst, ein guter Verwalter. Und all das andere lass unseren lieben Gott machen. Kannst sicher und ruhig sein, er macht es gut. Besser als Du und ich es ausdenken könnten.“

„Ich danke Dir, Mutter. Du hast mir den rechten Weg gezeigt, Du gute Mutter.“

Von Flammen und Schreien.

Im schönen Haus Hinterbühl, das von seinem prächtigen Auslug so weit ins Tal hinaus einen währschaften und bodenständigen Anblick bietet, tobt eine entsetzliche Aufregung. Aus der Mädchenkammer gellten fürchterliche Schreie. Leni, die Magd, rüttelt an der verschlossenen Türe. Mutter und Sohn eilen von der Matte auf das Haus zu. Man ruft den Vater, ruft immer wieder und denkt nicht daran,

dass er am Morgen schon ins Dorf gegangen. Ein Geruch von verbranntem Zeug dringt aus dem verschlossenen Zimmer und immer wieder die nervösen Schreie. „Mach doch auf!“ ruft Leni, die Magd in grosser Angst. Endlich können sie eintreten in das Zimmer, in den Qualm und Rauch. Ein halbverbrannter, abgerissener Vorhang liegt am Boden, ein geplatzter Brennspritapparat und auf der braunverbrannten Bettdecke eine Brennschere.



„Mutter, mir geht es schlecht!“

Elsi, mit aufgelösten Haaren, steht vor dem Spiegel, hält sich den Kopf und schreit und jammert. Der Ärmel seiner Bluse ist halb verbrannt, das Tischtuch und das Schreibzeug, die Statue und die Kölnischflasche liegen am Boden. Die Mutter öffnet das Fenster, überschaut die abgewendete Gefahr und meint: „Ist nicht so schlimm.“ Da dreht sich Elsi um und ruft: „So schau mich doch an!“ Entsetzlich! Die linke Seite seines Gesichtes von der Stirne über das Auge und die halbe Backe ist eine grosse Brandwunde. Furchtbar sieht Elsis Gesicht aus. Nun rennt Leni und holt Mehl, Öl wird verlangt. Elsi wird in die Kissen gebettet. Was soll man tun? Wenn doch nur Vrenili da wäre. Vrenili wüsste, was am meisten kühlt,

was am besten und am schönsten heilt. Die Tränen rinnen ihm in die Wunden und brennen noch mehr. Der Bruder muss dem Arzt telefonieren. Von heftigem Schluchzen unterbrochen erzählt Elsi, was sich zugetragen hat. Es wollte ins Dorf gehen, um einzukaufen und vorher noch schnell seine Haare richten, von der Wäsche gestern waren sie glanzlos und gestabelig. Während es mit der heissen Brennschere die Locken drehte, muss etwas auf den Spritapparat hinuntergefallen sein. Ein Knall, eine Flamme! Elsi erschrak, liess irgendwie die Brennschere fahren, sie blieb in den Haaren hängen. Der Vorhang brannte, das Tisch-tuch brannte. In dieser Sekunde war es geschehen. „Wie lange geht das, bis man die Wunden nicht mehr sieht?“ fragt Elsi aus seinen Schmerzen und aus dem Schluchzen heraus. „Was weiss ich“, sagt die Mutter, „musst den Doktor fragen. Wenn nur der Doktor bald käme. Sei Du jetzt nur schön ruhig, dass es dem Auge nicht schadet und die Wunde nicht gereizt wird.“ Vorsichtig zieht sie ihm die Kleider aus und packt es vollends ins Bett, macht Ordnung im Zimmer, ersetzt den verbrannten Vorhang. Alle Augenblicke schaut sie aus dem Fenster auf die Strasse hinunter, ob nicht das Auto mit dem Doktor komme.

Lange müssen sie warten, bis zum Abend. Denn der Arzt ist bei einer sterbenden, jungen Mutter hoch oben am Passweg.

Vrenili muss von seiner Pflege heimkommen und mit viel Geduld und Zartgefühl seine Schwester betreuen und trösten. Tausend Mal am Tag fragt Elsi, wie die Wunde aussehe. – Immer wieder sagt Vrenili, dass der Arzt gesagt habe, man dürfe den Verband nie ganz wegnehmen, es dürfe keine Luft dazukommen. – Mäuschenstill liegen, mit einem Auge an die Decke starren, schwere Gedanken wälzen viele, viele Tage lang. Das ist für Elsi die Hölle.

Von angstvollen Augen, die aus dem Dunkel starren.

Wiederum rennen im Hinterbühl die Leute ums Haus. Wiederum hört man Rufen nach dem Vater, nach dem Bruder. Wiederum erfasst eine fiebrige Aufregung das ganze Haus. Vrenili ist am Morgen in Elsis Zimmer gekommen. Kissen und Decke zer-

wühlt, Elsis Verband am Boden, der Spiegel zerschlagen auf dem Tisch, Kleider ringsum verstreut. Es war fort. „Oh Himmel, es hat sich ein Leid angetan!“ war Vrenilis erster Gedanke.

Was nützen Rennen und Reden, Rufen und Jammern. Wo soll man suchen? Wen soll man fragen? Und die Leute? Was denken die Leute? Hundert Vorschläge fallen, hundert Entschlüsse werden gefasst und verworfen. Man kann doch nicht die Polizei, das Radio alarmieren. So kommt ja alles aus!

Der Vater geht, der Bruder geht. Die Mutter sucht. Nach diesem langen, unseligen Tag und einer schreckenvollen Nacht geht Vrenili vor dem ersten Morgengrauen ins Gspänsti hinauf und erzählt alles dem Lenz. Er sagt, er habe gestern vom Wald aus auf der gegenüberliegenden Bergseite gegen die hohe Blangge zu einen Menschen hinaufsteigen gesehen. Er habe noch gedacht, so ohne Mass und hastig, kommt er nicht weit. „Kann nicht sagen, ob es ein Mann oder ein Weibervolk gewesen ist, es war zu weit weg, und ich hatte nicht Zeit lange zu schauen.“ Vrenili bittet ihn, auf die Suche zu gehen. Die hohe Blangge, das wäre auf den Pass zu ins Ennertal. Wenn es dorthin zur Tante hinüber gegangen wäre. Aber man hatte ihr schon telefoniert, noch am späten Abend.

Lenz packt seinen Rucksack, giesst vom Frühstück Milchkafee in eine Flasche, nimmt Tee und Schnaps, Käse und Brot und Kerzen mit, eine Wolldecke und das Seil. Lenz will allein gehen. Er steigt geradenwegs zutal und dann durch ein Tobel und den Wald gegen die hohe Blangge hinauf. Halb am Berg oben bleibt er stehen, schaut weitem hin, dreht um und geht wieder zurück. Weiter unten biegt er ab. Dort kommt er zu einem kleinen Haus. Er geht hinein und fragt, ob der Hund da sei. Es ist das Häuschen eines seiner Arbeitskameraden. Er packt noch ein Stück geräucherten Speck ein, befiehlt der Frau, niemanden etwas zu sagen, nimmt den Hund an die Leine und verschwindet wieder. Die Frau schaut ihm lange nach, schüttelt den Kopf. Ob nun der Lenz ins Bannbiet wildern geht? Habe noch nie etwas gehört, dass der Lenz jagt. Das kann sie nicht verstehen. Sie wird ihn nicht verraten.

Lenz steigt wieder den Weg hinauf, den er gekommen ist und dann weiter. Nach einigen Stunden sind sie schon vertraut, der Hund

und der Lenz. Sie halten Rast und teilen ihr Essen. Lenz sucht mit den Blicken jede Mulde, jeden Waldrand, jede Böschung ab. Der Hund schnuppert, tänzelt, schwänzelt und bellt. „Du sollst nicht Mäuse suchen, Waldi. Wir müssen einen Menschen suchen.“ Dann gehen sie wieder.

Einsam ist es hier oben und kalt. Das Vieh ist schon längst von den Alpen gezogen. Verspätete warme Tage haben den Schnee wieder über die Waldgrenze hinauf getrieben. Nur zwischen den grossen Steinen liegt er noch und in den Mulden, wo er zu Haufen geweht war. Dort findet Lenz die Spur. Elsi hat nicht weit gehen wollen, denkt Lenz, mit Sonntagsschuhen. „Such, Waldi, such!“ Lenz zieht seinen Tschoppen an. Waldi rennt hin und her, die Nase am Boden. Sie kommen über hohe Felsen, Waldi wittert hart am Rand. Wieder sind Spuren der kleinen Schuhe im Schnee. Auf und ab, auf und ab über den zackigen Grat. Sie kommen zu einer eingeschlossenen Senkung. Hier sind die zarten Spitzen der Gräser weitem zertrampelt. Waldi rennt ringsum, da hinaus, dort hinaus und wieder zurück. „Hier hat es lange gelegen“, denkt Lenz. Der Hund springt weg, verliert die Spur, kommt wieder zurück, rennt wieder fort und dann weiter.

Nebel steigen ihnen nach. Die Sicht wird schlecht. Nur mehr langsam kommen sie voran. Immer wieder bergab und wieder zurück. Lenz bleibt stehen und horcht in den Nebel und in den Wind hinein. Das Krächzen der Vögel, weit, weit unten Herdengeläute, sonst nichts. Die Dunkelheit sinkt in den Nebel hinein.

Sie kommen zu einem Alpstall. Waldi bellt und rennt, springt an der Türe hoch.

Lenz bindet den Hund an und geht in das Dunkel hinein. „Ist jemand da?“ Keine Antwort. „Waldi, sei still!“ Lenz macht Feuer. Wie das Streichholz aufflammt, hört er einen Ruf: „Jesses, der Lenz!“ Er geht näher, mit dem zweiten, dem dritten Streichholz bis in die hinterste Ecke. Und wie es aussieht, das Elsi, im flackernden Licht! Auf dem Barnen sitzend, die Haare zerzaust, frierend und bleich, nur leuchtend rot im Gesicht die Brandnarbe.

Elsi beugte seinen Kopf und barg sein Gesicht in den Händen. „Ich bringe Dir einen Gruss vom Vrenili“, sagte Lenz. Keine Antwort. Er stellte den Rucksack auf den Boden, packte aus, zündete eine Kerze an, liess Wachstropfen auf den Barnenrand neben Elsi fallen und klebte die Kerze drauf. „Magst etwas trinken?“ Keine Antwort. Lenz kratzte Mist und Streue vom Boden weg, holte Holz und Späne und blies ein Feuerlein an. „Wirst wohl kalt haben?“ Er suchte nach einem Fenster, um einen



Er geht mit seinem flackernden Streichholz näher.

Rauchabzug zu machen. Er fand eine Tasse und fegte sie am Brunnen sauber. „Vielleicht brennt Dich der Rauch auf der Backe?“ Elsi schaute auf und sagte mit tonloser Stimme: „Nein, es ist so geheilt.“ Dann schaute es zu, wie er Brot schnitt, die Tasse voll Milchkafee über dem Feuer wärmte, den Käs bratete. „Magst?“ Gierig griff es darnach.

Erst da es seinen grossen Hunger gestillt hatte, begann Lenz zu essen; dann gab er dem Hund und nahm ihn herein. Er legte Holz auf die Glut. „Wir müssen einen Gluthaufen haben für die Nacht, sonst ist es zu kalt für Dich.“ Lenz holte Streue, schüttete für Elsi ein Lager auf an der Wand, legte ihm die Wolldecke um: „Da kannst Dich hinlegen und ausruhen. Ich achte dann auf das Feuer.“ Waldi leg-

te sich dem Lenz vor die Füsse. Knisternd flogen die Gneisten in den Rauch, und die Flammen zappelten. „Man sollte nicht mit so feinen Schuhen z’Berg gehen.“ Zögernd kam es von Elsis Lippen: „Ich wollte nicht z’Berg gehen. Ich wollte verunglücken ... von einem Felsen fallen oder mich ertränken im See ... im Ennertal ... Aber ich hatte nicht den Mut.“

„Du sollst Dich hinlegen, frierst weniger im Stroh.“ Elsi bewegte sich nicht. Nur seine Augen schauten den zappeligen Flammenspitzen zu und dem Atmen der Glut.

„Und jetzt habe ich hier warten wollen, bis ich vor Hunger sterbe.“ „Hast einen guten Schutzengel, Elsi. Ich habe Deine Spur verfolgt ob den Flühen. Du mit diesen Schühlein. Er muss Dich schon gut gehalten haben.“ – Lange kein Wort. Dann auf einmal brach ein ganzer Redestrom aus dem Mädchen hervor:

„Aber daheim hat mich der Schutzengel nicht behütet, da ich mich verbrannt habe.“ In kurzen, heftigen Sätzen erzählte Elsi seine ganze Geschichte, vom Schrecken, bis hieher. „Ich kann nicht mehr leben ... Ich kann nicht mehr leben ... Ich kann nicht mit dieser Fratze vor die Leute ... Mein Schatz wird mich verlassen. Ich hasse das Leben!“ Lenz nahm Elsi bei den Schultern: „Komm, steh auf, leg Dich hier in die warme Streue. Ich decke Dich schön zu. Ich mache Dir noch einen Tee zum Schlafen.“ Es gehorchte. Lenz kniete vor das Feuer und bereitete den Tee. Und über die züngelnden Flammen hinüber sprach er: „Du hast bisher von allem genug und viel gehabt, übergenuß. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie es ist zu leben, wenn man nichts zum Prahlen und Rühmen hat. Meinst, das Glücklichein könne nur mit Schönheit und Reichtum verbunden sein. Elsi, da weiss ich mehr als Du. Elsi, schau einmal mich an. Seit ich auf der Welt bin, habe ich nur Not und Hunger und Verachtung gekannt. Aber ich glaube nicht, dass Du je im Leben auch nur einmal so glücklich gewesen bist wie ich.“ Nun hoben sich aus dem Stroh die schwarzen Haare und das Gesicht mit grossen, fragenden Augen: „Ja, bist Du denn glücklich, Lenz?“ „Ja, so glücklich, wie Du es nie verstehen kannst.“ So begann seine Geschichte. Und da er am Schluss lange schwieg, wurden El-

sis Atemzüge ruhiger und kam der Schlummer über das unglückliche Mädchen.

Am Morgen weckte der Duft von Bratkäs und das Knistern des Feuers oder vielleicht auch der beissende Rauch die müde Schläferin. Die fast bis zum Wahnsinn gesteigerte Angst war gemildert. Elsi bat den Lenz, mit ihm zu kommen, heim, bis in die Stube hinein und nicht von ihm wegzugehen. Es habe nicht die Kraft, allein zu gehen.

So kam es, dass Lenz wiederum auf das Hinterbühl-Haus zuzuging, wiederum durch die mit Ziernägeln geschmückte Türe eintrat und in der schönen, grossen Stube sass.

Wenn Gott selber hilft.

Im Winter sah man die Gerichtsherren auf das Rathaus zur Sitzung gehen. Dort hatten sie über des Brunnen-Thades angefochtenes Testament zu entscheiden. Und sie entschieden gut.

Im Winter sah man einen Maurer am alten Gaden am Rain die Mauern flicken.

Im Winter sah man beim Sägewerk am Wasser dicke, schwere Balken aufschichten, prächtiges, im letzten Winter gefällttes, feinjähriges Rottannenholz.

In den ersten Frühlingstagen brach der Föhn über die Berge herein, brach in den Matten und an den Waldrändern die ersten Blumen auf, machte den Schnee krank an den Hängen und in den Höhen. Tagelang brummete er über den Gletschern, malte den blauen Himmel grün, drückte auf die Kamine im Tal und auf das Gemüt der Menschen. Nächte, in denen das Vieh unruhig wird und die kleinen Kinder schreien. Seit Menschengedenken war nie so viel Schnee auf den Alpen und Triften gelegen. Am Sonntag während dem Gottesdienst brach die Lawine los ob den hohen Flühen. Das Donnern übertönte das Singen. Die Fenster klirrten und knackten im Blei, der Luftdruck war so stark, dass die Glocken anschlügen. Ängstlich schauten sich die Frauen an, stärker wurde das Beten der Männer. Wo bricht da der Wald? In welchen Besitz wälzen sich die verheerenden Massen? Trifft es Dich? Trifft es mich? „Erbarme Dich unser, o Herr!“ Kaum begannen die Glocken den Gottesdienst auszuläuten, kaum öffneten sich die Kirchtürflügel, war die Botschaft schon da, war schon in aller Leute Mund.

Die grosse Lawine ist bis ins Tobel hinunter gefahren, hat den ganzen Graben aufgefüllt; sie hat den ganzen Wald ob den hohen Flühen radikal zusammengerissen. Sie liegt im Wald vom Griesli-Lenz.

So ist das Leben in den Bergen. Ein Wildbach kann ein blühendes Heimen in einer Nacht verscharren. Der Blitz kann ein Haus auflodern lassen. Der Bergrutsch kann Saat und Ernte und den guten Grund forttragen. Der Sturmwind kann in den Wald einbrechen, das Haus umstossen, die Dächer forttragen. Die Lawine kann Hab und Gut erdrücken, kann aber auch ein Vermögen bringen. Denn was die Lawine bringt, gehört nach Recht und Gesetz dem, auf dessen Boden sie liegt.

Im Wald des Griesli-Lenz lag haushoch, zu unterst im Tobel vielmal haushoch Schnee und Geröll, Steine und Dreck, aber auch Holz. Ein ganzer, grosser Wald lag da übereinander im Lawinenschnee. Lenz musste viele Arbeiter dingen; mit Drahtseilen und Winden und Motoren schafften und werkten sie. Bis in den Sommer hinein rann das Wasser aus dem Lawinenschnee, bis in den Herbst hinein fuhren die Lastwagen jeden Tag und oft bis in die späte Nacht mit Holz aus dem Tobel ins Land hinaus.

Lenz schuftete ohne Unterbrechung. Und das zu einer Zeit, da er gerade zwei Arbeitsplätze zu beaufsichtigen hatte. Seinen Wald und sein Haus.

Sein Freund, der Architekt, wollte im Herbst zum Lenz ins neue Haus in die Ferien kommen. Dass er vor lauter Arbeit im Wald nicht beim Abbinden und Aufrichten seines eigenen Hauses mithelfen konnte, das war sein einziger Schmerz. Aber etwas hatte er sich ausbedungen. Er wollte den Firstbalken aufziehen und aufsetzen. Und auch die geschmückte Tanne steckte er selber auf. Zu äusserst am First nagelte er das Tännchen an, dass die bunten Streifen und Blumen im Winde flatterten. Einen herzensfrohen Jauchzer liess er in den blauen Himmel hinaufsteigen. Dann brach er ein pralles Zweiglein von diesem Tanndli ab und steckte es auf seinen Hut. Die Zimmerleute und Handwerker, die von unten zuschauten, riefen. „Hoch! Hoch! Bravo. Ein Hoch dem Griesli-Lenz!“ Er stand kühn auf

dem hohen Balken, schwenkte seinen Hut und jauchzte noch einmal.

Die Handwerker hatten das neue Haus am Rain, das so freundlich und urchig von der Höhe auf das Tal und in die Berge hinein schaute, verlassen. Die Fenster blitzten in der Sonne. Die Lauben ragten breit auf beiden Seiten hinaus. Gwätti und Klebdächli warfen ein lustiges Schattenspiel. Fünf Männer kamen den Weg hinauf, Herren und Bauern. Lenz begrüsst sie vor der Stiege, die Herren von der Güterschatzungskommission. Der letzte, der zu ihm trat, war der Hinterbühl-Melk. „Guten Tag, Herr Gemeinderat“, sagte Lenz freundlich. „Guten Tag, Lenz. Bist mager“, meinte der Melk trocken. „Ich weiss. Es soll vom Frühling an besser werden. Man hat’s mir versprochen.“ Die andern waren schon vorangegangen. Trampften mit den schweren, schmutzigen Schuhen auf den weissen Tannenböden herum, gingen durch alle Zimmer, streckten das Metermass innen und aussen herum. Sie befühlten die Wände, klopfen an Bretter und Mauern. Schritten durch die obere Türe hinaus und gewichtig ums ganze Haus herum. „Willst nicht malen“, frug ein anderer. Dann stiegen sie in den Estrich hinauf, klopfen das Kamin ab und kamen zuletzt in die Stube. In den leeren Zimmern konnten sie nirgends sitzen. So standen sie mit ihren Notizbüchlein in der grossen Stube herum und rechneten. Dort stand ein breiter, behäbiger, grüner Kachelofen. Eine Kachel war beschrieben. – Der Präsident der Kommission ging dorthin und las laut den Spruch vor, der in den heimeligen Ofen eingebrannt war:

*Hab Fir und Gluet
wohl i dr Huet.
Tue d’Chelti wehre
de Heilige z’Ehre:
Loränz und Verene.*

„Du, Lenz“, sagte der Präsident, „das sollte Agatha heissen, oder Barbara, das sind Schutzheilige gegen die Feuersbrunst. Warum hast Du da Verena geschrieben? Das ist nicht richtig.“ „Doch, doch, Herr Präsident, das ist schon richtig. Ich weiss es ganz genau.“ „Nein, nein, das kann nicht stimmen. Da muss ich doch zuhause in der Heiligenlegende und im Kalender nachschauen, oder was meinst Du, Melk?“ frug er den Hinterbühl-Bauer. Dieser kratzte bedächtig an seiner Narbe am Kinn:

„Der Lorenz stimmt, das weiss ich, aber ob die Verena stimmt, da muss ich selbst auch noch zuhause nachfragen. Aber schliesslich wird ja die Einschätzungssumme dadurch nicht höher oder tiefer.“ Dann rechneten sie wieder weiter und gingen dann fort. Der Lenz aber kam wieder zurück, streichelte liebevoll den schönen Ofen, blieb vor der Spruchkachel stehen und sagte feierlich:

„Ganz sicher, es ist die Verena, ich weiss es gewiss.“

Viermal Einzug.

So war aus dem alten Gaden am Rain das schöne Haus am Rain geworden. Stand da als wertvoller Schmuck, wie aus dem Boden gewachsen, so bodenständig und währschaft auf dem weit herum sichtbaren Auslug und war nun zum Einzug bereit. Zuerst zog in das neue Haus der liebe Herrgott ein. Der Priester aus dem Dorf segnete den Eingang, durchschritt alle Zimmer, besprengte alle Räume. Lenz trug ihm den Weihwasserkesel nach. Feierlich, mit der Stola bekleidet, sprach der Priester die heiligen Worte. Die weissen Haare umrahmten sein würdevolles Gesicht. In der Stube war schon das Kruzifix aufgehängt. Das war das Erste und noch das Einzige, was aus dem Gspänsti gezügelt worden war.

Der Priester schaute den Lenz an, tauchte den Wedel noch einmal ein und gab dem Lenz einen tüchtigen Sprutz, so dass er von oben bis unten glitzerte: „Will Dir auch noch einen kräftigen Segen geben, Lenz“, sprach der alte Priester, „damit Du leichter auf Deinem guten Weg voranschreiten kannst. Siehst Du, jetzt steht wieder ein „Griesler“ und ein Pfarrer beieinander. Einmal war es dein Grossvater und mein Vorgänger, Du weisst es und die Leute reden heute noch davon. Es war ein weiter Weg und ein elender und mühsamer Weg bis zu diesem neuen Haus, wieder zu Ehr und Ansehen. Dass Gottes Ehr hier immer vorangehen möge.“ Und er segnete ihn.

Der zweite Einzug ging mit einfachen Mitteln vonstatten. Ein Rinderzug, ein Schlitten und junge, kräftige Hände und Arme brachten über die noch grünen Matten den ärmlichen Hausrat vom Gspänsti her. Das windschiefe Kanapee gnappete und gampfete obenauf. Die alte Kommode und der bemal-

te Schrank, an dem die Schuhnägelspuren aller Kinder und früheren Generationen zu sehen waren, standen etwas dumm auf dem glatten, neuen Boden und stachen von den weissen Holzwänden übel ab. Aber die Mutter sah das nicht. Sie streichelte die Türpfosten und Wände wie liebe Tiere. Sie staunte in der Küche über den neuzeitlichen Herd. Ihre Hand glitt mit Wohlgefallen über das fein geschliffene Stiegengeländer. Und die Fenster, die sich mit einem einzigen Griff öffnen und schliessen liessen und dann wirklich zu waren, konnte sie nicht genug bewundern. „Da kann ich ja auch im Winter direkt in der Nähe des Fensters sitzen beim Nähen, die lassen gewiss kein Lüftlein kalte Luft mehr herein.“ Sie setzte sich auf das krachende, ächzende Kanapee und schaute ringsum in die Stube und durch Türen und Fenster: „Lenz, mein lieber Lenz, dass ich das noch erleben durfte. Jetzt danke ich Dir, wenn ich schon immer abgeraten, gewarnt und gejammert habe. Welch eine Freude, Welch ein Glück hast Du mir damit gegeben! Hier kann ich nun endlich ruhig sein. Muss nicht mehr jede Nacht fürchten und jeden bösen Wind.“ Lenz setzte ich zu ihr, streichelte ihre Wangen und die Haare, die früh ergraut waren: „Musst nicht mir danken, Mutter, musst dann dem guten Engel danken, der mir dazu verholfen und der dann im Frühling zu uns kommt.“

Der dritte Einzug kam von weit her. Am Fusse des Hubels stand der grosse Möbelwagen aus der Stadt. Ein antikes Buffet, nussbaumene Betten, breitbeinige Tische, Liegestühle, Sonnenschirme und Körbe voll Geschirr und Bilder wurden von Umzugsarbeitern den Rain hinauf getragen. Trotz dem kühlen Herbsttag rannte der Architekt hemdärmlich umher. Seine zarte Frau befasste sich mit den Vorhängen und Wäschebündeln. Im Nu waren die kahlen Zimmer in reizende Schmuckstücke ländlicher Wohnkultur verwandelt. Der Architekt hatte alles schon längst auf den Zentimeter genau vorbereitet. Der ganze obere Stock war in kürzester Zeit häuslich eingerichtet. Die Transporteure reisten ab. Die Suppe dampfte an dem Tisch. Die Kinder spielten ob dem Haus. Und der glückliche Feriengast pumpte vergnügt die herrliche Luft in seine Brust.

Die Zimmer im Anbau blieben leer. Wenn abends einmal der Lenz nicht all zu spät

heimkam, dann konnte es geschehen, dass er mit einem Licht in der Hand in diese leeren Zimmer ging und dort lange stehen blieb, allein und gedankenverloren.

Weihnacht im neuen Haus; heiliger Abend. Weihnachtskerzchen leuchteten am Baum und glitzerten in den Scheiben. Die Mutter sass mitten ihrer Kinder am Tisch, der überlegt war mit Geschenken, die das Christkind gebracht.

Ein Hemd für den Tonili, eine Schürze für s'Bethli. Für den Noldi ein Zimmermannsbeil. Die andern waren in der Lehre oder in Stellen. Und der Lenz war fort. Am heiligen Abend war Lenz nicht daheim. Am ersten heiligen Abend im neuen Haus. Die Mutter wollte weinen, da er mitteilte, er könne nicht dabei sein. Aber er tröstete sie damit, dass es gewiss und sicher nur dies eine Mal vorkommen solle. Lenz hatte nämlich eine Einladung bekommen. Und diese Einladung zum Nachtesen war ihm so wichtig, dass er sogar am heiligen Abend von der Mutter weg fortging.

Im Hausgang im Hinterbühl hingen an hölzernen Zapfen Mäntel und Hirthemden und Hüte. Und auf einem dieser Hüte, auf einem schönen, schwarzen Sonntagshut steckte ein kleines Tannengriesli seine lustigen Nadeln unter dem Hutband hervor. In der Stube um den Tisch sassen die Meisterleute, der Sohn und die Töchter, Knecht und Magd. Lebkuchenstücke glänzten hochaufgeschichtet auf dem weissen Teller, ein Nidelberg leuchtete aus dem grossen Muttli. Mitten in den Leuten und nicht mit dem schlechtesten Appetit, sass der Lenz, der Griesli-Lenz neben dem Vrenili. „Nimm, Lenz, greif zu“, sagte die Mutter so freundlich und selbstverständlich, als ob Lenz seit

Jahren immer hier am Tische gesessen. Was war hier geschehen? – Wie war das möglich? – Ja, es kann geschehen. Ja, es kann möglich werden. Vielmehr, es ist uns allen im heiligen Evangelium versprochen und zugesichert: „Die Liebe überwindet alles!“

Wie Gott es fügen kann, dass ein Blitzschlag den Reichen zum Bettler macht, dass ein Fehltritt den Starken zum Krüppel macht, so kann

er es fügen, dass Feinde zu Freunden werden, dass sich alle Pläne umwenden, dass die Lawine statt Schaden, ein Vermögen bringt, dass, wer hetzt und stichelt, zum guten Fürsprecher wird. Elsi hat diese Macht erfahren, hat sich dieser Macht gebeugt, hat seinen Stolz ausgebrannt und die Güte gelernt. Mit gutem Blick auch und froh schaut der Vater zu seinem lieben Kind, dem Vrenili, hinüber und auch zum Lenz. Es ist die letzte Weihnacht, da es noch ganz an diesen Tisch gehört.



In seiner Hand glitzerte golden der Widerschein vom Christbaum.

Wir wollen dieses Fest freudig feiern.

Auf der schweren, geschnittenen Truhe unter dem Christbaum liegen die Weihnachtsgeschenke und nahe bei der Krippe des Christkindleins, auf einem Stück weisser Seide liegen die goldenen Ringe für das Verlobungspaar.

Die Mutter zündet die Kerzen an. Lenz und Vrenili stehen auf. Der Vater folgt ihnen zum Weihnachtsbaum hinüber. Er nimmt die Ringe in seine schwere Hand und bietet sie ihnen dar. „Diese goldenen Reiflein sollen Euch verbinden zu einem glücklichen Leben, treu und tapfer.“ Er wollte noch weiter reden, aber die Rührung übermannte ihn. Er ging hinaus, weil er die nassen Augen verbergen wollte. Später kam er wieder an den Tisch und sagte: „Ich habe nach dem Wetter geschaut und da

habe ich gesehen, wie die Balken unseres Gadens in den gut fünf Jahren schön braun geworden sind. Lenz, Du kamst damals zum Aufbauen zum ersten Mal zu uns. Aufbauen, währschaft und wahrhaft aufbauen soll immer Dein Beruf sein.“ – Die Mutter brachte Gläser und Wein, Teller und Kröpfli. Der Bruder stand auf und sagte dem Elsi im Vorbeigehen ins Ohr. „Ich will der Feierlichkeit einen Schupf geben.“ Er brachte die Handorgel, setzte sich auf die Ofenbank und spielte einen lustigen Ländler. Vrenili und Lenz rutschten mit der Zeit aufs Kanapee hinüber und blieben dort, bis alle müde waren, bis die Eltern und dann auch die Jungen „gut Nacht“ sagten und blieben noch länger. Als hätten sie nur auf diesen Augenblick gewartet, schlangen beide einander die Arme um den Hals und küssten sich in unendlicher Glückseligkeit. Wie konnte doch der stämmige, starke Holzer, fein und zart mit dem Vrenili umgehen. Wann hat er das nur gelernt? Er flüsterte: „Ich habe nicht gewusst, dass das Leben so unglaublich schön sein kann.“ Und Vrenili schaute ihn eindringlich an: „Glaubst Du mir jetzt, wenn ich Dir etwas sage? Glaubst Du mir jetzt, wenn ich Dir sage, ich bin Dir treu?“ „Oh, Vrenili ...“ Sie konnten nicht mehr sprechen, ihr beider Mund war verschlossen.

Und noch einmal gab es Einzug im neuen Haus am Rain. Zuerst kam Vrenili mit einem Metermass und einem Notizbüchlein. Dann blieben die Räume wieder für lange leer. Darauf kam Vrenili wieder und brachte Vorhängli für alle Fenster. Dann kam der Schreiner, der Sattler, der Schlosser, der Spengler mit Kasten und Truhen und Betten und Herd. Das alles stand schön hübsch aber einsam da. Die Fensterläden wurden wieder zugemacht und blieben zu.

Im Blühen der Matten, im Sonnenfunkeln auf Frühlingstau unter dem neu auferstandenen Himmelblau kam ein feierlicher Einzug den Rainweg hinauf. Die Braut voraus, der Lenz an ihrer Hand, die Eltern und Geschwister und hinterher der Briefträger. Sie blieben alle zehn Schritte stehen und schauten zu ihrem schönen Haus hinauf. Zu den leuchtenden, roten Blumen an den Fenstern, zu dem breiten Dach, das so froh und keck in die weissen Schönwetterwölklein hinaus ragte und das sie nun ihr Leben lang

schützen und behüten sollte. Sie kamen aus der Kirche, kamen von der Hochzeit und zogen nun ein in ihr Haus, in ihr Glück. Der Briefträger schwitzte. Er trug ein Paket wie ein Rad und so sorgfältig, als ob er eine Mutte voll Milch hinauftragen müsste. Er brachte den Glückwunsch und den Hochzeitskuchen vom Freund aus der Stadt, vom Hauptmann und Architekt. Der Kuchen war so gross wie ein Käs.

Unter der Haustüre liess Lenz seine Braut voraus hineingehen und sagte: „Komm, liebes Vrenili, Du bringst mir das Glück ins Haus.“

Weit offen standen die Fensterläden im Anbau. Die Sonne schien auf die Betten und Tische hinein. In der Stube, da alle Leute versammelt waren, ging Lenz mit dem Vrenili zur Wand hin, strich mit der Hand über die Balken und sagte: „Holz aus Deinem Wald, Vrenili.“ Und es fuhr darauf fort: „Holz aus Deinem Wald, Lenz.“ Dann lachen sie zusammen: „Holz aus unserem Wald.“ Dann ging der Lenz mit dem Vater zum Ofen, deutete auf den Spruch, der in die Kachel eingebrannt war und fragte: „Hast Du jetzt zuhause nachgefragt, ob es die heilige Verena ist?“

* * *

Und wer wissen will, wie diese Geschichte weiter ging, der soll in das Haus am Rain hinaufgehen, das unterdessen von der Sonne hübsch braun geworden ist. Soll den Bub im Garten, der mit dem Fuhrwerk spielt, der so blaue Augen hat und blonde Ruibili nach den Eltern fragen. Oder mit dem kleinen Mädchen, das am Strickstrumpf herumknobelt und so aufs Haar dem Vrenili gleicht, zur Mutter oder zur Grossmutter hineingehen. Sie wird dann erzählen und berichten, welchen Segen die beiden Heiligen Lorenz und Verena ausgeteilt haben.

– E n d e –



Es eigenartigs Ibel

Ich ha-n-es zinggrots Zipfeband
und nagelniwi Schueh
und zu miim scheene Sunntiggwand
es Scheibili derzue.

s'Christchindli hed miär alls das bracht,
ich ha doch gruisig Freid.
Etz gsäch ich uis, wiä i dr Tracht,
hed miär mii Schwester gseid.

Mi Schwester heisst Marie Theres
und schlaft näb miär im Bett.
Nur hiänta isch si gruisig bees,
wenn ich scho schlafe sett.

s'Marie Theres ich halt scho gross
und hiänta schlaft es schlächt,
verchlipft, stahd wider uif, wenna bloss
grad just im Bett isch rächt.

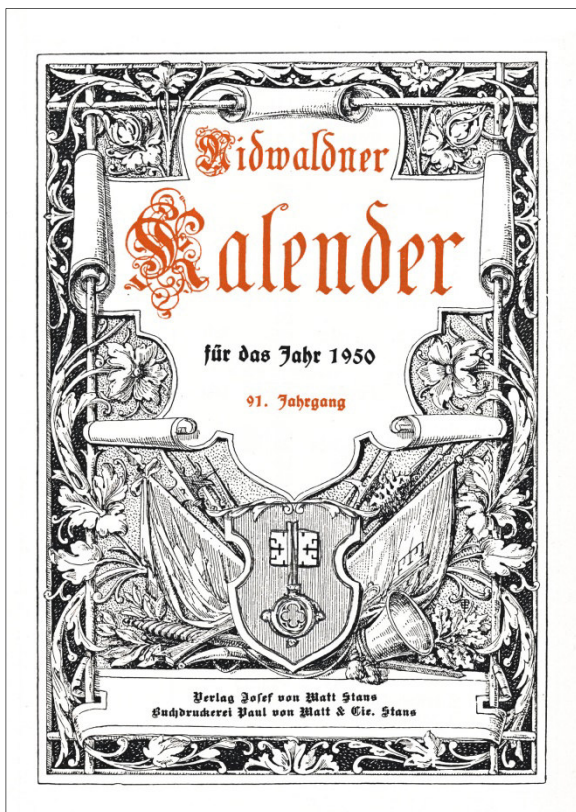
Es gahd as Pfeister, gahd vor s'Huis,
sitzt uif und lost i d'Nacht.
Ich weiss nid was fir Angst und Gruis
ihm so-n-e-n-Urueh macht.

Im Herbst und i dr Fasnachtsziit
isch s'Ibel fester cho.
Frag ich warum, so sägid d'Liit,
ich g'merkis speeter scho.

Das hed miär scho vill Chummer gemacht.
Ich weiss kei Antwort druif.
Drum bätte-n-ich etz jede Nacht:
Schutzängel, pass gued uif!

J. v. M.

Nidwaldner Kalender 1950, S. 75



Die Kalendergeschichten von Josef von Matt (1901-1988)

Quelle: Maturaarbeit 2010 von Christoph Uiting, Stans:
«Der Nidwaldner Kalender im Wandel der Zeit»

1931	1	Wilde Wasser	1964	34	Die beiden Schwestern
1932	2	Harter Winter – Goldiger Frühling	1965	35	Am alten Pilgerweg
1933	3	Liebe und Geld	1966	36	Der Baumeister Christian
1934	4	Der Balz auf Sonnenberg	1967	37	Im Haus zum goldigen Ring
1935	5	Der Schützenbecher	1968	38	Heimat
1936	6	Der Sattler-Hans	1969	39	Ein Schleier aus Frankreich
		Auslandbesuch auf der Alp Erzählung	1970	40	Im Doktorhaus am See
1937	7	Falsch und echt			
1938	8	Viel Wein und viel Liebe	1971	41	Die Quelle
1939	9	Der Geiz-Michel	1972	42	Der neue Bäcker
1940	10	Marie-Theres	1973	43	Die alte Uhr
			1974	44	Vertrauen
1941	11	Treue (Franzosenüberfall 1798)	1975	45	Der silberne Petrus
1942	12	Schlipfli-Vrenili	1976	46	Die Apotheke zum goldenen Hahn
1943	13	In der Fluh	1977	47	Der schwarze Onkel
1944	14	Wider Hass und Streit	1978	48	Das Licht auf der Brücke
1945	15	Der Waisenhausbub	1979	49	Der Blick aus dem Fenster
1946	16	Seines Glückes Schmied	1980	50	In die weite Welt
1947	17	Unter der schwarzen Fluh			
1948	18	Im Seewind	1981	51	Fernweh
1949	19	Der Knecht vom Hochtal	1982	52	Und wieder blüht der Feuerbusch
1950	20	Der Griesli-Lenz	1983	53	Der Gewalt entronnen
			1984	54	Warten auf den schönen Tag
1951	21	Der Heidenturm im Bühl	1985	55	Tapfer unter trübem Himmel
1952	22	Die Liebe geht über die Brücke	1986	56	Die Hochzeit in der Schlosskapelle
1953	23	Beim Pfarrer im Ribimoos			
1954	24	Das Lied der Heimat	1987		2 Kurzgeschichten:
1955	25	Der Ring mit dem roten Stein			Ich habe einmal in die Ewigkeit
1956	26	Das Grab im Wald			hineingesehen
1957	27	Der Stampfer			S Kathrindli
1958	28	Monika			Schriftdeutsche Fassung/ Tonaufnahme von J. von Matt auf Mundart
1959	29	Aus der Kraft der Ahnen			
1960	30	Der Ürte-Vogt	1990		Das Pestloch entstanden 1952 auch in «Josef von Matt erzählt», 1989
1961	31	Der Spekulant			
1962	32	Arzt und Menschenfreund			
1963	33	Im Steinhaus am Mühlebach			
		Beilage zum Nidwaldner Kalender 2013			
		Publikation in Zusammenhang mit dem Schreibwettbewerb für Kalendergeschichten			
		Herausgeber: Gesellschaft Nidwaldner Kalender – Verlag Bücher von Matt			